

Wochensatz 65 Pf., monatlich 1.80 M., im voraus zahlbar. ...

Das „Vorwärts“ erscheint wochentlich zweimal. Sonntags und Montags ...

Vorwärts Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Redaktion und Verlag: Berlin SW 68, Lindenstraße 3

Vorwärts-Verlag G. m. b. H.

Postbezugskonto: Berlin 37 536. — Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten ...

Donnerstag 15. August 1929 Groß-Berlin 10 Pf. Auswärts 15 Pf.

Die „Vorwärts“ Sonntagsausgabe ...

Kapitel Befekungsschäden!

Enthüllungen in den Haager Besprechungen.

V. Sch. Haag, 14. August. (Eigenbericht.)

Die neuen Forderungen der Besatzungsmächte an Deutschland treffen nicht nur die deutsche öffentliche Meinung, sondern auch die deutsche Delegation unvorbereitet.

Dieser Film hauptsächlich in der Dunkelkammer des Reichsministeriums für die besetzten Gebiete entwickelt worden ist und die übrigen Reichsstellen nur zur Bezahlung der Summen herangezogen wurden.

Es erfährt man, daß deutsch-englische Streitigkeiten aus der damaligen Zeit nach immer schwächen. Das ist übrigens gerade ein englisches Argument, das vorgebracht wird, um diese Forderung eines deutschen Verzichts auf Schadenersatzansprüche zu begründen.

Ein anderes Argument macht Russell. Es wird berichtet, daß Dr. Birch in der Aussprache bei Henderson am Dienstag

100 Millionen Mark als vorläufige deutsche Schätzung der Befekungsschäden genannt habe; die Gegenseite schätzte auf 60 Millionen!

Gleichwohl: eine bestimmte Tatsache wurde von sehr gut unterrichteter englischer Seite genannt, die, wenn sie stimmt, ein trübes Licht auf die Art wirft, wie im besetzten Gebiet Befekungsschäden angemeldet werden.

Ein Verzicht auf die Rückerstattung der Schäden würde auch deshalb für die Reichskasse besonders gefährlich sein, weil der ausländische Prozeßpartner einen starken Hemmschub gegen übertriebene Forderungen finden würde, denen die deutschen Behörden vielleicht allzu leicht nachzugeben geneigt sind.

Wir haben in unserer jetzigen Finanzlage allen Grund, einen Tanz um das vergoldete Kalb der Reichsfinanzen zu befürchten, der um so hemmungsloser einsehen würde, als es sich dann um eine rein innerdeutsche Angelegenheit handelte, in die alle möglichen politischen und konfessionellen Momente hineinspielen drohten.

Etwas anderes ist es mit den Befekungskosten, deren Bezahlung durch Deutschland die Besatzungsmächte ab 1. September fordern. Sie berufen sich darauf, daß der Young-Plan nichts Bestimmtes darüber vorsehe und daß er nur ganz vage von noch zu treffenden Vereinbarungen spreche.

Es handelt sich also formell um eine juristische Streitfrage, aber man täte auf der Gegenseite gut, sie weder formell noch nach rein finanziellen Gesichtspunkten lösen zu wollen.

man sollte darauf verzichten, diese Streitfrage in den finanziellen Gesamtkomplex der Liquidierung des Reparationsproblems einzureihen.

Dennoch es handelt sich mindestens ebenso sehr um eine politische Frage und es läge im Interesse auch der Gegenseite, wenn man den moralischen Gewinn der früheren Räumung nicht durch eine weitere finanzielle Hypothek recht kleinlicher und strittiger Natur unnötig belasten würde.

Großbankier Lamond kommt nicht.

V. Sch. Haag, 14. August. (Eigenbericht.)

Der amerikanische Finanzier Lamond, den der französische Finanzminister nach dem Haag eingeladen hatte in der Hoffnung, daß Lamond die englische Delegation zu größerer Nachgiebigkeit veranlassen könnte, hat vorgezogen, in London zu bleiben.

England hinter dem Räumungsbegehren.

London, 14. August. (Eigenbericht.)

Die Nachricht von der Zurückziehung der letzten britischen Truppen aus dem Rheinland bis Weihnachten ist auf allen Seiten freudig begrüßt worden.

Der „Daily Herald“, Organ der Arbeiterpartei, begrüßt besonders die Tatsache, daß Belgien sich Großbritannien anzuschließen und daß auch Frankreich die Aufrechterhaltung der Besetzung nicht mehr länger als notwendig zu betrachten scheint.

Sehe aus Prinzip.

Wo sitzen die Freunde der Gewalt?

Wir Republikaner, überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes, haben den Verfassungstag mit Würde und Ernst gefeiert. Wir haben Worte gehört, die uns die Bedeutung des Tages darlegten, und wir waren auf den Volksfesten fröhlich mit den Fröhlichen.

Als wir dann lasen, daß tatsächlich bei dem Neuenauemarsch der Republikaner, des Reichsbanners in Berlin, nichts Ernstliches geschehen war, kein Toter, kein Verwundeter beklagt werden mußte, da atmeten wir auf. Es ist alles gut gegangen! Dann kam für uns — für uns, nicht für die anderen, die Enttäuschung.

Unsere Stellung ist klar und eindeutig. Nicht so verhält es sich mit der Presse der Radikalen auf der Rechten und auf der Linken. Die „Deutsche Zeitung“ spricht von einer Mörderliste unter Reichsbannermitgliedern. Sie wirft der Linkspresse „gewissenlose Parteilichkeit“ vor, mit der man der Leserschaft über Morde berichtet, sobald die republikanischen Torwächter ihre unsauberen Hände im Spiele haben.

Wir haben nichts zu verschweigen, nicht das geringste. Wir sind stolz darauf, wie musterhaft die Disziplin der Republikaner am 11. August und schon lange, lange Jahre hindurch gewesen ist, und wir hoffen, daß diese Disziplin erhalten bleibt.

Im April 1927 wurde der Reichsbannermann Erdmann in Düsseldorf niedergestochen und getötet. Zwei der Täter kamen aus Zuchthaus oder Fürsorgeerziehung. Am 25. Juni 1927 überfielen Stahlhelmer in Arensdorf unsere Reichsbannerlamreaden, die nach Frankfurt a. M. Ober zur Festtagung führen. Zwei junge Menschen, Karl Tiede und Richard Bollant sind tot. Zehn Kameraden wurden schwer verletzt.

Der Arbeitslosenkonflikt.

Suche nach Verständigungsmöglichkeiten.

Heute vormittag konferieren Regierung und Parteiführer, unter Hinzuziehung von Sachverständigen, über die Reform der Arbeitslosenversicherung.

Am Nachmittag tritt dann unter dem Vorsitz des Abg. Essler der Sozialpolitische Ausschuß des Reichstages zusammen. Ministerialdirektor Dr. Weigert vom Reichsarbeitsministerium wird über die Arbeit des Sachverständigenausschusses berichtet. Danach dürfte sich der Ausschuß vertragen, um im Laufe der nächsten Woche seine Beratungen fortzusetzen.

In einer Antwort auf unsere Betrachtungen über die Arbeitslosenversicherung erklärt die „Germania“, es bedürfe gar keiner besonderen Betonung, daß im Zentrum niemand auch nur im entferntesten daran denke, die Arbeitslosenversicherung abzubaue.

„Was wir wollen und unbedingt fordern müssen, ist vielmehr die Beseitigung der Mängel, die die Versicherung nach außen diskreditieren und in ihrer Existenz bedrohen, die Beseitigung der finanziellen Schwächen der Anstalt, die diese zu einer Gefahr der Stabilität der Reichsfinanzen zu machen drohen.“

Wir begrüßen diese Erklärung des Zentrumsblattes, denn sie entspricht im großen und ganzen der Linie, die die Sozialdemokratische Partei für richtig hält, nämlich der Beseitigung offener Mißstände, die auch in

Interesse der versicherten Arbeitnehmer liegt, und der Wiederherstellung der finanziellen Leistungsfähigkeit der Versicherung zunächst durch Erhöhung der Beiträge. Wenn das Zentrumsblatt aber gleichzeitig die Frage aufwirft, ob die Sozialdemokratie etwa denen Recht geben will, die von der Regierungsmüdigkeit der Sozialdemokratischen Partei munkeln und ihr die Absicht unterstellen, sich nach dem Abschluß der Haager Konferenz und vor Beginn der schwierigen finanzpolitischen Debatte aus dem Kabinett zurückzuziehen, so ist das reichlich überflüssig.

„Graf Zeppelin“ über Berlin.

Friedrichshafen, den 14. August.

„Graf Zeppelin“ wird Donnerstag früh um 4.30 Uhr zur Fahrt nach Tokio starten. Das Luftschiff wird zunächst Kurs auf Berlin nehmen und dürfte die Reichshauptstadt etwa gegen 10 Uhr vormittags erreichen. Das Luftschiff wird seinen weiteren Weg über Danzig und Rönigsberg nehmen, um dann die russische Grenze zu überfliegen.

wurde in Frankfurt a. M. der Reichsbannerkamerad **Wann** von Nationalsozialisten niedergestochen und getötet. Mehrere Kameraden wurden durch Messerstiche verletzt.

Wir haben aus einer kurzen Spanne Zeit Weniges erzählt. Ohne Leidenschaft. Die Biste wirkt kalt, wirkt nüchtern, aber sie erschüttert den, der bedenkt, wieviel Leid, wieviel Tränen, wieviel Gewalt, wieviel Unrecht sie umfaßt. Wir könnten sie verlängern und erweitern. Wir könnten Erzberger, Gareis, Rathenau, wir könnten die 14 Toten von Reichertstadt anführen, wir könnten zurückgreifen bis zu Marloh und Vogel, um zu sagen: Ihr seid nicht berufen, zu urteilen und zu verdammen!

Heute stellt sich die Rechte hin als Hüterin der Sittlichkeit, als Schützerin des Lebens, als Wächterin der Ordnung, weiß Vereinzelt sich vergaßen. Es sind das die gleichen Leute, die das Lied anstimmen ließen: „Schlagt tot den Walter Rathenau, die gottverdammte Judensau!“ Es sind das die gleichen Leute, die durch eine systematische giftige Hege gegen Republik und Demokratie Irrende zu immer erneuten Gewalttaten verführten. Es sind das die gleichen Leute, die sich schützend vor die Fememörder stellen, die feige ihre eigenen Kameraden in den Wald lockten, um sie durch einen wohlgezielten Genickschuß ums Leben zu bringen.

Wir wollen nichts gemein haben mit Menschen aus unseren eigenen Reihen, die sich vergangen haben. Aber wir wollen noch viel weniger gemein haben mit den Heuchlern, die plötzlich schreien: Da steht ihr die wahren Mörder, die Republikaner, die Reichsbannerleute! Wir haben zu oft an den Särgen gestanden. Wir haben zu oft Menschen begraben, die feige und hinterläßt von den Anhängern der gleichen Leute erschossen wurden, die jetzt aus einer einzelnen Verirrung heraus verallgemeinern. Ihr eigenes Handeln, ihre Taten Jahre hindurch strafen sie Lügen.

Das fehlende Gesetz. Die Lücke in der Verfassung.

In der Verfassungsnummer des vom Senatspräsident Dr. Lindenau und Ministerialrat Dr. Kaiserberg herausgegebenen „Reichsüberwachungsblattes“ stellt der Sachreferent des Reichsinnenministeriums Dr. Hoche „Betrachtungen zur bisherigen Anwendung des Artikels 48 der Reichsverfassung“ an. Hoche vertritt darin ebenfalls die Meinung, daß das Ausführungsgesetz zum Artikel 48 jetzt endlich kommen muß:

„So groß auch die Schwierigkeiten sein mögen, die sich dem Zustandekommen des Gesetzes entgegenstellen, so werden sie doch über kurz oder lang überwunden werden müssen. Die mannigfachen Unklarheiten und Schwierigkeiten, die die bisherige Anwendung des Artikel 48 zeitigt hat, fordern gebieterisch eine endgültige gesetzliche Klarstellung. Letzten Endes kann gerade dieses Gesetz nicht nur eine Erfüllung rechtsstaatlicher Forderungen darstellen, sondern auch im Ergebnis zu einer Ausgleichung politischer Gegensätze führen.“

Die Frage, warum das Ausführungsgesetz nicht zustande gekommen ist, beanwortet Hoche wie folgt:

„Das Ausführungsgesetz zu Artikel 48 ist bisher nicht erlassen, obwohl seine baldige Verabschiedung in der Tagespresse und im juristischen Schrifttum, vom Deutschen Juristentag in Heidelberg 1924 und durch mehrmalige Reichstagsentscheidungen gefordert ist. Doch diesen im Interesse des Ausbaues des Rechtsstaatsgedankens unmissbar berechtigten Forderungen bisher nicht entsprochen ist, hat seine Ursache in den ganz ungemöhnlichen politischen Schwierigkeiten, die sich dem Zustandekommen eines solchen Gesetzes entgegenstellen werden. Das Gesetz wird nicht nur, wie leider mehr oder weniger jedes Gesetz, die gegensätzlichen Auffassungen der politischen Parteien zum Aufflammen bringen. Es wird auch zwischen einander entgegenstehenden Ansprüchen des Reiches und der Länder zu vermitteln haben. Es wird ferner einen sachgemäßen Ausgleich zwischen dem Lebensinteresse des Staates an schnellster Wiederherstellung der gestörten öffentlichen Sicherheit und Ordnung und zwischen dem Interesse des Staatsbürgers an dem uneingeschränkten Genuß der verfassungsrechtlich gewährleisteten Grundrechte zu finden haben. Es ist also zu erwarten, daß dieses Gesetz, wenn es einen gerechten Ausgleich der Gegensätze versuchen will, in ganz verschiedenen Lagern Gegner und nur wenig Freunde finden wird. Einen Vorschlag der politischen Gegensätze auf diesem Gebiete konnte man bekommen, als im Jahre 1926 ein im Reichsministerium des Innern aufgestellter vorläufiger Referententwurf durch eine Indiskretion in der Presse veröffentlicht wurde. Bezeichnend dafür, wie lange unter Umständen der Erlaß eines Gesetzes mit so heiklem Inhalt auf sich warten lassen kann, ist übrigens, daß das im Artikel 68 der Bismarckschen Verfassung vorgesehene Reichsgesetz zur Regelung des Kriegszustandes, das also dieselbe Materie wie das im Artikel 48 Abs. 5 der Weimarer Verfassung vorgesehene Gesetz zu regeln gehabt hätte, niemals erlassen ist, daß vielmehr bis zum Inkrafttreten der Weimarer Verfassung die Vorschriften des preussischen Gesetzes über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 fortgeboten haben.“

Entscheidend dafür — fährt Hoche fort —, daß der Entwurf bisher nicht eingebracht wurde, war aber wohl in erster Linie noch eine andere Erwägung. Das Gesetz wird durch die von ihm zu schaffende Abgrenzung und Erläuterung der Rechte des „Diktators“ notwendig dessen bisher nur durch den Vorlaut des Artikel 48 im allgemeinen umschriebenen Befugnisse einschränken. In den ersten Jahren nach dem Inkrafttreten der Weimarer Verfassung, als immer von neuem in größerem und geringerem Umfang Unruhen ausbrachen, die wiederholt den Bestand der verfassungsmäßigen Reichsgewalt bedrohten, wäre auch die geringste Schwächung der Machtmittel, die die Reichsverfassung dem Träger der Diktaturgewalt in die Hand gegeben hat, nicht zu vertreten gewesen. Mit der fortschreitenden Beruhigung der innerpolitischen Verhältnisse in Deutschland fällt dieser Grund für ein Vertagung der Angelegenheit fort, und wird es Zeit, sine ira et studio an die Sache heranzugehen.

Der Fall Edermann.

Guatemala wehrt sich gegen die Feme-Press.

Zu der Veröffentlichung in der Rechtsprelle über die Vorgänge bei der Auslieferung des ehemaligen Beutnants **Edermann**, welcher in dem Fememordprozess verurteilt ist, sendet uns die hiesige Gesandtschaft von Guatemala folgende Erklärung:

„Es ist un wahr, wie einige Presseorgane behaupten, daß im Dezember v. J. ein Wechsel in der Regierung stattgefunden haben soll, da bis heute der Präsident der Republik Guatemala

Die Provisionen im Stahlhelm.

Seldte macht Versicherungsgeschäfte.

In der „Versicherungs-Post“ (Nr. 31), eine schon im 34. Jahrgang erscheinende Fachzeitschrift des Verbandes der Versicherungs-Generalagenten, finden wir eine Geschichte über die Praktiken im „Stahlhelm“, die so reizvoll ist, daß wir sie ohne Fügung unfernen Lesern und damit der weiteren Öffentlichkeit unterbreiten.

Eine Verhandlung vor dem Magdeburger Arbeitsgericht illustrierte wieder einmal so recht, in welcher Weise Politik mit Geschäft verquidelt werden, und wie in Wirklichkeit das tiefgefäßte Rationalempfinden und die selbstlose Aufopferung einzelner maßgebender Herren der Organisation des „Stahlhelm“ aussehen.

Es klagte ein Herr Radow, ehemaliger Mitarbeiter des Bundesvorstandes Seldte, gegen den „Stahlhelm“ auf Auszahlung einer angeblichen Schuldsomme von über 10 000 RM. Nebenbei sei bemerkt, daß Herr Radow der Inhaber der Parfümeriehandlung N. Wendenburg in Magdeburg, Breitenweg Nr. 167, ist, eine Offizierspension bezieht, und außerdem noch jahrelang selbstbestandener Schachmeister der Bundesstellung vom „Stahlhelm“ war. Herr Radow war also mehr als Doppelverdiener, was ihm aber nicht hinderte, seinen Idealismus für den „Stahlhelm“ dadurch zu bekunden, daß er sich für eine Gruppenversicherung, die er für den „Stahlhelm“ abschloß, noch eine besondere Provision ausbedang. Herr Seldte soll ihm eine Provision von 2½ Prozent versprochen haben, doch ist ihm diese angeblich nicht ausgezahlt worden, weshalb er also vor dem Arbeitsgericht klagte. Von der vertragsschließenden Lebensversicherungsgesellschaft war dem „Stahlhelm“ für seine Mühe eine Provision von 17½ Prozent ausgesetzt worden. Davon sollten nach einer Abmachung zwischen Seldte und Radow 15 Prozent der „Stahlhelm“ und 2½ Prozent Radow erhalten. Außerdem aber hatte sich der „Stahlhelm“ noch ein größeres Darlehen von der Versicherung geben lassen.

Das Arbeitsgericht erkannte dem Kläger Radow einen Anspruch auf 7250 RM zu. Im Termin bezeugte der Geschäftsführer des Bundesvorstandes, Stud.-Rat a. D.

Ludwig, daß die Abmachung über 2½ Prozent Provision tatsächlich von Seldte mit Radow getroffen worden sei. Auch konnte man in der Verhandlung von dem Vertreter des „Stahlhelm“, Herrn Görnemann, hören, daß die früheren Versicherungsagenten Ziepsa und Treu sogar 5 Prozent bekommen hätten, die „Stahlhelm“ aber hinter dem Rücken des „Stahlhelm“ von der Versicherung haben geben lassen. Beide bekamen monatlich 500 RM. Provision. Der „Stahlhelm“ will gegen das Urteil Berufung einlegen.

Den Prozeß hat ein prominentes Mitglied des „Stahlhelm“, das Versicherungs-Berufsvertreter ist, zum Anlaß genommen, eine Reihe von Fragen an die Ortsgruppe Magdeburg des „Stahlhelm“ zu richten. Aus der Korrespondenz, die uns lebenswichtigeweise zur Verfügung gestellt wurde, zitieren wir folgende Fragen:

1. Wie ist es möglich, daß Kamerad Seldte, ohne Wissen der dem Bunde angehörigen Kameraden Kredite bei Lebensversicherungsgesellschaften aufnimmt und an vermeintliche Kameraden Provisionen zahlt, die aber nicht aus seiner Tasche kommen, sondern von Geldern genommen werden, die der Organisation verloren gehen?

2. Wie ist es möglich, daß in der Zeit der schwersten Erwerbslosigkeit selbst in den intelligentesten Kreisen der Inhaber der Parfümeriehandlung N. Wendenburg, der außerdem noch Offizierspension bezieht, im „Stahlhelm“ eine festbesoldete Stellung einnehmen konnte?

3. Wie ist es unter den gleichen Verhältnissen möglich, daß pensionierte Beamte bzw. Offiziere heute noch festbesoldete Stellen beim „Stahlhelm“ haben?

4. Wie ist es möglich, daß Herr Radow die Verhandlungen mit der Versicherung führen mußte, wo er nicht Fachmann ist und wie ich bereit bin, unter Beweis zu stellen, Hunderte von Kameraden, die Fachleute sind, wesentlich geeigneter hierzu gewesen wären?

5. Wie ist es möglich und wo ist das im Wirtschaftsleben zu finden, daß ein festbesoldeter Angestellter der Bundesstellung für Arbeiten, die im Rahmen seiner bezahlten Tätigkeit liegen, noch Provisionen gezahlt werden?

Wir begnügen uns mit dieser Auswahl, weil wir annehmen, daß die Verhältnisse des „Stahlhelm“ und seiner Versicherungspraxis hierdurch genügend charakterisiert werden. Die Geschäftspraktiken des „Stahlhelm“ richten sich selbst.“

Das Blutbad von Lupeni.

Ein Schandfleck auf dem Schild der Bauernregierung.

Ueber das Gemetzel unter den Kohlenarbeitern von Lupeni, Siebenbürgen, schreibt der sozialdemokratische „Vorwärts“ in Czernowitz, der in deutscher Sprache erscheint, folgendes:

Es steht bereits fest, daß ungewöhnliche Schrecken von Unternehmern, Werksdirektoren und ihren beamteten Antriebern in den Bergwerksdistrikten Siebenbürgens, wie nicht minder des Altreiches, die Bergarbeiter jahrelang und unter wohlwollender Aufsicht der Oligarchenregierungen zu Lohnsklaven niederster Art degradiert haben. Zu Lohnsklaven, welche bei unregelmäßiger, übermäßiger Arbeitszeit, bei Hungerlöhnen und unter schmerzhaftester Unterdrückung aller Organisations- und Freiheitsrechte zu schinden und zu schutzen hatten. Der jahrelange Kampf der Bergarbeiter gegen diese halbasiatischen Arbeitsverhältnisse und alle Schritte der Sozialdemokraten im Parlament blieben erfolglos. Es war ebenes Gesetz, daß in den Bergwerksdistrikten Rumäniens nur der Ausbeutungswille raffinierter Unternehmer den Arbeitern an Menschenrechten und Lebensmöglichkeiten zuzumessen habe, so viel oder wenig ihm beliebt.

In diesen Zuständen haben die Nationalzaronisten (Bauernpartei) seit ihrem Regierungsantritt nichts geändert und sie sind auch in dieser Hinsicht ihrem Prinzip treu geblieben, in der Theorie Anhänger himmelstürmender Programme zu sein.

In der Praxis die alten Verwaltungs- und Wirtschaftsmethoden der früheren Regierungen beizubehalten.

Während im Parlament die Minister und Abgeordneten tagtäglich den sozialen Fortschritt priesen, der mit ihrem Regierungsantritt Tatsache geworden sei, verkamen und verdarben tausende Bergarbeiter in den Bergwerken unter den Auswirkungen eines Arbeits- und Lohnsystems, das keinerlei Milderung und Beschränkung erfuhr.

So mußte die Erregung unter den Bergarbeitern zur Siedehitze gesteigert werden und der unbedeutendste Anlaß zur Explosion führen. Diesen Anlaß hat ein nationalzaronistischer Präsekt herbeigeführt: der Präsekt Kozpang, der unter Aufsicht von sichtbaren Provoletaren die Erregung der Arbeiter in den Minen von Lupeni nicht zum Anlaß energischer Intervention auf Beseitigung der Mißstände, sondern der Ausnützung für parteipolitische Zwecke nahm. Dieser

Präsekt gründete eine „unabhängige“, in Wahrheit nationalzaronistische Gewerkschaft.

eine sehr löbliche Fleißaufgabe eines Präsekten, wenn man bedenkt, daß in den Distrikten von Lupeni und Petroseni auf solche Art zehntausende Bergarbeiter ins Regierungslager hinübergeführt werden konnten, um als getreue Nationalzaronisten — weiter geschunden und ausgehungert zu werden.

Das Bewußtsein, vom Bezirkspräsekten protegirt zu werden, führte eine Minderheit von Arbeitern in Lupeni, welche nicht erkannten, daß diese Protektion in Wahrheit nur eine von parteiegoistischen Motiven diktierte Irreführung war, zu einer isolierten Aktion, welche in der Befehung des Elektrizitätswerkes gipfelte. Ob der Anlaß in der

immer wieder hinausgehobenen Entscheidung des Landesgerichtes von Deva über den Lohnkonflikt

zu suchen ist oder in der Forderung der der unabhängigen Gewerkschaft angehörenden Arbeiter, daß auch die andern, die Mehrheit bildenden, dieser Gewerkschaft aber nicht angehörenden Bergleute zu Beiträgen für die Unabhängigen herangezogen werden, steht noch nicht fest.

Darauf ließ der so arbeiterfreundliche Organisationsgründer und Bezirkspräsekt in die Arbeiter, die er selbst auf die falsche Bahn einer direkten und höchst ungewöhnlichen Aktion geradezu gedrängt hatte, von Militär und Gendarmen hineinschießen und krönte so seine Organisationsarbeit mit einem Blutbad.

Das wird nun von landesüblichen Bemäntelungen, Rechtsfertigungen und Ausflüchten begleitet. Zuerst hieß es, die Arbeiter hätten das Elektrizitätswerk in Brand gesteckt. Es stellte sich heraus, daß dies erlogen ist. Dann hieß es, sie hätten gleichzeitig den Direktor des Elektrizitätswerkes mit Messerstichen daran zugeriecht, daß an seinem Auskommen gezweifelt werde, welcher Regierung dann die folgte, der Direktor sei seinen Verletzungen erlegen. Nun stellte sich heraus, daß der Direktor überhaupt nicht verletzt ist! Mit solchen Wähnen wollte man die Heranziehung von Gendarmen und Militär rechtfertigen, und als das Blutbad angegriffen wurde, hatte man noch die Infamie, zu behaupten, die Arbeiter hätten zuerst auf die Soldaten geschossen, so daß dies aus Angst vor den Arbeitern und ohne den Befehl zum Feuer geschahen, in die Reihe hineingeschossen hätten! ... Die Arbeiter hätten von Beamten, die nicht den Kopf verloren und einer schwierigen Situation gerecht werden konnten, durch Verhandlungen doch zum Verlassen des Elektrizitätswerkes bewegen werden können. Aber der Präsekt tat das Berkehrteste, requirierte Gendarmen und Militär, bestärkte dadurch den Widerstand der Arbeiter und schuf für sich selbst eine Zwangslage. Denn es ist nur allzu

bekannt, daß die bewaffnete Macht, wenn sie einmal zur Stelle ist, von der Waffe Gebrauch machen „muß“, ist sie doch nur zu dem Zweck bewaffnet, um schließen zu „müssen“. Dieser tragische Zwang ist ja die beliebteste Ausflucht bei allen Arbeitermorden. Hätte man kein Militär requiriert, so hätte es ein solches Müssen sicher nicht gegeben.

und es wären noch genügend Möglichkeiten geblieben, die Arbeiter auch ohne Anwendung von Woffengewalt zum Verlassen des Elektrizitätswerkes zu bewegen.

Der schuldige Präsekt ist zurückgetreten. Die Loten macht er nicht wieder lebendig! Auf ein Protesttelegramm des sozialdemokratischen Abg. Piueras an den Ministerpräsidenten gegen die Freilassung der Provoletare Munteanu und Buciumeanu hat Maniu ihre Wiederverhaftung verfügt.

Arbeiter fallen — Dividenden steigen.

Baut „Iboverni“ haben die Gewinne der Kohlenbergwerksunternehmungen von Lupeni in den letzten Jahren betragen:

1925 bei einem Kapital von 400 Millionen 38 Millionen Amortisierung und 98 Millionen ausgeschütteter Reingewinn (34 Proz.).

1926 beim gleichen Kapital 80 Millionen Amortisierung und 115 Millionen Reingewinn (43 Proz.).

1927 bei einem Kapital von 500 Millionen (erhöht durch Ausgabe von Gratisaktien) betrug die Amortisierung 142 Millionen und der ausgeschüttete Gewinn 112 Millionen (44 Proz.).

1928 beim gleichen Kapital 201 Millionen amortisiert und 90 Millionen an Gewinn ausgeschüttet (50 Proz.).

Diese Gesellschaft hat sich geweiht, den Arbeitern auch nur die kleinste Aufbesserung ihrer Lebensbedingungen zuzugestehen; ja, sie hat sogar Lohnreduzierungen durchzuführen wollen und trägt durch ihr Vergehen einen Hauptanteil der Schuld am Blutbad von Lupeni.

Wieder neue „Reise“. Die „Pravda“ veröffentlicht eine Liste von 80 bisherigen Mitgliedern der innerparteilichen Opposition, die sich der schon früher von Radel und Proobraschki veröffentlichten „Reueklärung“ anschließen und ihre Abkehr von der Opposition bekanntgeben.

In der Sowjetunion sind mehr als 60 Ultraier von der GPU arretiert worden, weil sie mit der Emigration in Verbindung gestanden haben sollen.

der General Lazaro Chocón ist, der gesetzmäßig gewählt wurde und die Präsidentschaft im Dezember 1926 annahm.

Zu der Behauptung, daß man nicht mit der Meinung des Staatsrates gerechnet habe, die gegen die Auslieferung des Beutnants Edermann war, muß bemerkt werden, daß die Regierung das Recht hat, diese Meinung zu akzeptieren oder nicht. Die Ansicht des Staatsrates hat aber nach den Guatemala-Gesetzen keine ausführende oder entscheidende Kraft.“

Zentrumsberatung.

Ueber die Arbeitslosenversicherung.

Der Vorstand der Reichstagsfraktion des Zentrums war gestern zu einer Sitzung einberufen, die sich mit der außenpolitischen Lage (Räumung des Rheinlandes) und auch mit der Frage der Arbeitslosenversicherung befaßte. An der Sitzung nahm auch der preussische Wohlfahrtsminister Hirtler teil, der zur Frage der Arbeitslosenversicherung die Anschauung der preussischen Staatsregierung darlegte. Der Vorstand kam, wie die „Germania“ meldet, zu dem einmütigen Beschluß, daß die in der Presse erörterte Verschleppung der Verhandlungen über die Reform der Arbeitslosenversicherung aus einer Reihe entscheidender politischer Gesichtspunkte nicht erträglich sei. Eine sofortige Erledigung dieser Frage erschien vor allem deshalb nötig, um die Grundlage zu schaffen für die Vorbereitung einer Finanzreform, da ohne eine klare Regelung der Finanzverhältnisse der Arbeitslosenversicherung ein Finanzprogramm für die nächsten Jahre überhaupt nicht aufgestellt werden kann. Der Rahmen der Arbeitslosenversicherungsreform ist durch die Notwendigkeit einer Reihe von Einsparnissen gegeben, wie sie zum Teil die Vorlage des Reichsarbeitsministeriums vorsieht. Von der Lösung dieser Frage hängt auch die Frage der Beitragserhöhung ab. Im übrigen hat der Vorstand die Tätigkeit der Vertreter der Zentrumsfraktion im Sachverständigenausschuß einstimmig gebilligt. Er tritt am Mittwoch, dem 21. August, zu einer weiteren Sitzung zusammen.

Arbeitertag in Karlsbad.

Heerschau der sudetendeutschen Sozialdemokratie.

Vom 15. bis 19. dieses Monats wird der Weltkurort Karlsbad, der zugleich Mittelpunkt eines hochindustriellen Gebietes ist, mitten in der Kuraison einen Massenbesuch von deutschen Arbeitern und Angehörigen aus der tschechoslowakischen Republik, gewiß aber auch aus dem nahen Deutschland, erhalten. Die deutsche Sozialdemokratische Partei in der tschechoslowakischen Republik ruft zum Reichsarbeitertag. Die Staatsbahn gewährt den Teilnehmern 50 Proz. Fahrpreisermäßigung, was die Beteiligung sehr fördern wird. Karlsbad und seine Umgebung gehören zu den ältesten Hochburgen der modernen Arbeiterbewegung, in Asch entstand die erste österreichische Ortsgruppe von Lassalles Allgemeinem Deutschen Arbeiterverein.

Im Mittelpunkt des Festes steht der außerordentliche Parteitag aus Anlaß des zehnjährigen Bestehens der Partei seit der erzwungenen, bitteren Lostrennung von der Sozialdemokratie Deutschösterreichs. Ueber diese zehn Jahre spricht der Parteivorstand Abg. Dr. Ludwig Czach. Ein Festzug und eine internationale Kundgebung mit Ansprachen der Vertreter der Bruderparteien werden Höhepunkte der Tagung sein. Sitzungen aller Zentralorganisationen, gesellschaftliche und sportliche Veranstaltungen, Konzerte und Theateraufführungen füllen die Tage aus. Eine prachtvolle Festchrift für die Teilnehmer enthält auch ein Festspiel, das in Karlsbad aufgeführt werden wird.

Unsere Freunde jenseits des Erz- und Riesengebirges haben vor wenigen Monaten bei den Gemeindevahlen hohes Freude-Gewinne erzielt. Wir sind gewiß, daß die Festtage von Karlsbad den weiteren Aufstieg unserer Bruderpartei zeigen werden. Für das nächste Jahrzehnt wünschen wir ihr vor allem zwei Dinge: Daß die verberbliche Spaltung der Arbeiterschaft überwunden werde und daß in dem Kleinatlantischen der Tschechoslowakei nun gesungen möge, was in Mitteleuropa nicht zu erreichen war — die Überwindung des Streites der Nationen um den Staat!

Russischer Alarm.

Neue Willkürakte der Chinesen behauptet.

Moskau, 14. August. (Sowjetagentur.)

Nachrichten aus Charchin zufolge häuften sich die Repressalien gegen Angehörige der Sowjetunion in der Mandchurie in außerordentlichem Maße. Gelehrte wurden 166 russische Staatsangehörige ohne Angabe von Gründen verhaftet und ausgewiesen. Von der Ausweisung werden nicht nur Angehörige der Ostchinesischen Eisenbahn betroffen, sondern auch Personen, welche zu der Bahn keine Beziehung haben. Die Verhaftungen werden auf der ganzen Eisenbahnlinie vorgenommen. Ein großer Teil der Sowjetbürger leidet große Not, da die chinesischen Behörden ihr gesamtes Eigentum mit Beschlagnahme belegt.

Deutscher Konsul besucht gefangene Russen.

Der deutsche Generalkonsul und sein Stellvertreter in Charchin besuchten die russischen Gefangenen im Charchiner Zentralgefängnis. Der Generalkonsul nahm die Beschwerden und Wünsche der Gefangenen entgegen und gab ihnen die Zusicherung, daß er alle ihre Wünsche der Sowjetregierung sofort übermitteln würde. Ferner ersuchte der Generalkonsul die Gefängnisverwaltung, in einigen Fällen die sanitären Verhältnisse zu verbessern. Der Besuch des Generalkonsuls ist von den gefangenen Russen mit lebhafter Genehmigung und Dankbarkeit aufgenommen worden.

Weißgardisten rühren sich.

Es mehren sich die Berichte über Zwischenfälle an der russisch-chinesischen Grenze. An der Mündung des Sungari-Flusses sind Angriffe weißrussischer Truppen, die durch chinesische Soldaten unterdrückt wurden, zurückgeschlagen worden. Es soll dabei Tote und Verwundete gegeben haben. Aus der Mandchurie werden verschiedene

Zusammenstöße zwischen russischen und chinesischen Truppen

gemeldet, die besonders in der Gegend von Suisenho ersten Charakter gehabt und wobei die Gegner Verluste zu verzeichnen haben sollten.

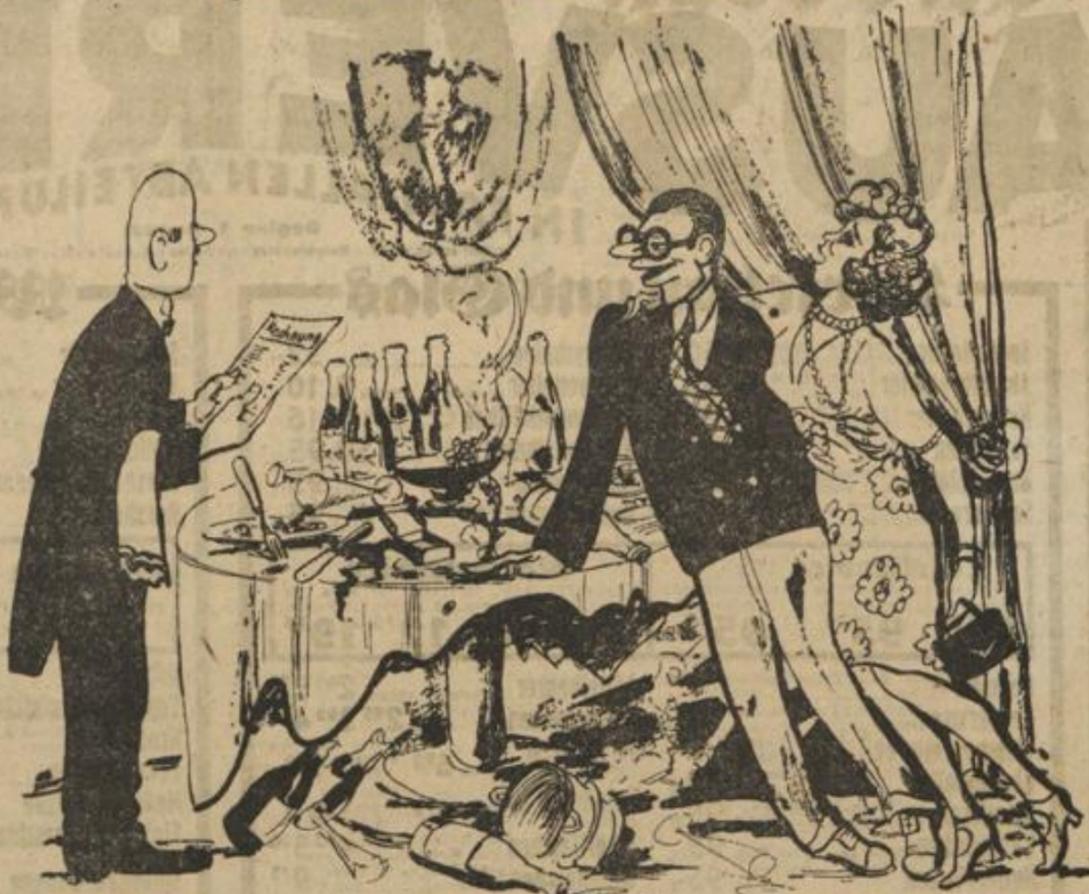
Gequälte Matrosen meutern.

Massentod auf einem französischen Kriegsschiff.

Paris, 14. August. (Eigenbericht.)

Auf dem Schlachtschiff „Malden-Roussan“ brach in den ostasiatischen Küstengewässern eine schwere Meuterei aus, deren Ursache, wie die kommunistische „Humanität“ mitteilt, darin zu suchen ist, daß die Offiziere mit den Mannschaften Schindluder getrieben hatten. Die Mannschaften mußten u. a. während einer Landung in Colombo in furchtbare tropischer Hitze drei Tage lang ununterbrochen Kohle laden. Ingesamt sollen auf dem Schiff während seiner Ostasienfahrt nicht weniger als 32 Mann gestorben sein, davon 19 an einer Epidemie. Die restlichen 13 sind wahrscheinlich im Verlauf der Meuterei umgekommen.

In Mühlhausen war's.



„Und wenn jemand fragen sollte, wer hier so schamlos gefressen hat, dann sagen Sie einfach, das war so ein sozialdemokratischer Gewerkschaftsbosse. Verstanden, Herr Ober?“ „Jawoll, Herr, das sagen die völkischen Herren auch immer.“

Zwischenzustand in Afghanistan.

Habibullah stabilisiert sich.

Kalkutta, im August. (Eigenbericht.)

Mit Amanullah ist der Mann verschwunden, dessen Beteiligung dem afghanischen Drama die für Europa nötige Würze verliehen hat. Das afghanische Problem besteht in vollem Umfang wieder. Ohne Frage wird es über kurz oder lang wieder so akut werden, daß es Europa in Atem halten wird. Wenn auch die Personen wechseln, in deren Händen das Schicksal des zwischen Englisch- und Russisch-Asien eingeteilten Berglandes liegt, seine Bedeutung als Brennpunkt weltpolitischer Interessen geht nicht verloren.

Afghanistan wird immer das Barometer für die Beziehungen zwischen England und Rußland bleiben. Zwar ist augenblicklich wieder einmal eine Kampfpause eingetreten. Beide Rivalen haben sich offiziell wie inoffiziell zurückgezogen. Selbst ihre geheimen Emissäre, deren Anteil an der Entziehung der afghanischen Wirren trotz aller Timentis unbestreitbar feststeht, haben sich nach anderer Betätigung umsehen müssen. Oberst Lawrence schwimmt noch kurzem Aufenthalt in England wieder irgendwo in der arabischen Welt herum. Sein Gegenpieler

Trebilich-Lincoln beabsichtigt, wenn die Jama nicht läßt, sein deutsches Adoptionsvaterland als Apostel der buddhistischen Lehre zu beglücken.

Eine Beschäftigung, die nicht minder phantastisch ist als die bisherigen Abenteuer, sich aber wesentlich von seiner Funktion im — Kapp-Puffsch unterscheidet.

Vorläufig besteht bei den beiden Antagonisten die Tendenz, Afghanistan in seinem eigenen Zeit schmoren zu lassen, und es auf Grund eines stillschweigend abgeschlossenen, oder dafür um so streitiger gehaltenen Abkommens wieder in einen Zustand inneren Gleichgewichts kommen zu lassen, aus dem es durch den überstürzten Reformierer Amanullahs gekommen war.

Von innerer Ruhe spürt Afghanistan noch herzlich wenig. Der Bürgerkrieg dauert mit wechselndem Erfolg fort. Die Bergstämme, denen der große und leichte Verdienst des Kriegsspiels gefällt, sind weiter in Bewegung. Teils legen sie sich gegenseitig in den Haaren, teils leisten sie den Präzendenten Gehorsam. Wenn bei ihrem Eintritt in die Kämpfe anfangs die Idee der Erhaltung des Glaubens und der Schutz des Allhergebrachten maßgebend war, so ist der

Gedanke des heiligen Krieges sehr bald zu einem simplen Geschäftsprinzip herabgesunken.

Ihre Stellung zu den Ideologien, soweit diese überhaupt noch eine Rolle spielen, wird allein durch Angebot und Nachfrage bestimmt. Die trostlose Perspektivlosigkeit der afghanischen Verhältnisse wird lebhaft dadurch erhellt, daß den Beteiligten der auch in Afghanistan zum Kriegsführen unentbehrliche Nervus rerum allmählich ausgeht und sie zur friedlichen Verständigung zwingen muß, sobald aus dem ausgeplünderten Lande keine Kriegskontributionen mehr herauszupressen sind.

Die Zahl der Reflektanten auf die afghanische Krone ist in der letzten Zeit auf zwei zusammengedrumpft. Der Bezwinger Amanullahs, Batscha-i-Sakas, der sich den Herrschernamen Habibullah beigelegt hat, braucht seine Aufmerksamkeit nur noch auf Radik Khan zu richten, von dem man immer noch nicht weiß, ob er als Pächter Amanullahs fungiert oder den Kampf auf eigene Rechnung und Gefahr betreibt.

Ihre Chancen dürften im Augenblick ziemlich gleich stehen, obwohl Habibullah, der sich auch der Unterstützung der Geistlichkeit erfreut, als Befieger von Kabul ein Plus zugesprochen werden kann. Nach Angaben Radik Khans hat zwar einer seiner Führer den Truppen Habibullahs im Tal des Logha eine schwere Niederlage beigebracht, die seinen Gegner sechshundert Mann an Toten, eine Kanone, drei Maschinengewehre, 1000 Flinten und ein beträchtliches Quantum Munition gekostet hat. Die Richtigkeit dieser

Angaben vorausgesetzt, bleibt die Frage immer noch, ob Radik Khan stark genug ist, diesen Erfolg entscheidend auszunutzen. Es ist

viel wahrscheinlicher, daß die Mullahs mit ihren Bemühungen, Frieden zwischen Habibullah und Radik Khan zu vermitteln, Erfolg haben werden.

wobei der Thron im Besitz des ersteren bleiben wird. Wie lange ein solcher Frieden dauern wird, hängt weniger vom guten Willen der Beteiligten als von den Einmischungsversuchen von außen her ab, die früher oder später sicher wieder einlehen werden.

Habibullah beginnt sich als Herrscher der Afghanen häuslich einzurichten. Diese Anstellung vollzieht sich in recht primitiver Manier und wird außerdem besetzt durch Ausbrüche wilder Grausamkeit. Seine Laufbahn erinnert stark an die seines persischen Nachbarn, Schah Riza Khan Behlent und zeigt wieder einmal, daß

der unterirdische Orient auch heute noch die Möglichkeit zu phantastischen Karrieren

bietet. Der Usurpator des afghanischen Thrones war noch vor zwei Jahren Kellner eines Teehauses in dem indischen Grenzorten Peshawar. Er verkaufte diese Tätigkeit mit der Aussichtreicheren eines Räuberhauptmanns, die ihm auch den Weg in die Höhe gebahnt hat. Wie jeder orientalische Emporkömmling wütet er

gegen die Familie seines gestürzten Gegners mit unerbittlicher Grausamkeit, deren völlige Ausrottung ist sein erstes Ziel.

Dieser Kollid sind in den letzten Wochen ein Stiefbruder Amanullahs nebst drei anderen Mitgliedern der Familie zum Opfer gefallen.

Verschiedene seiner Regierungshandlungen lassen immerhin auf ein Verständnis für die politischen Notwendigkeiten Afghanistans schließen. Die in seine Hand gefallenen Anhänger Amanullahs sind durch ein Amnestiegesetz begnadigt worden. Auch ein Schulgesetz und eine Steuerreform hat das neue Regime bereits gebracht. Das Wertwürdige dabei ist:

Habibullah lehnt die Methode Amanullahs in der Sache fort, zeigt aber in der Form besseres Empfinden für den Geist der Afghanen.

Auch in diesem Falle erweist sich, daß der Widerstand gegen die Zerstörung der alten Denk- und Lebensformen nicht der Ausdruck einer aus dem Volke kommenden Bewegung, sondern das Produkt künstlicher Einflüsse ist. Wie in den übrigen Ländern des Orients ist auch in Afghanistan das Bewußtsein der Massen noch nicht so weit entwickelt, daß sie im Stande wären, nach der einen wie nach der anderen Richtung selbständig zu handeln.

Deshalb wird auch Afghanistan vorläufig das Geschick seiner Nachbarn teilen und wie Persien, die Türkei und Arabien trotz allem Bemühen um seine politische Selbständigkeit

noch weiter das Objekt der in Asien interessierten Großmächte

bleiben. Der Übergangszustand, in dem sich auch Afghanistan als ein Partikel der östlichen Welt befindet, wird jeden seiner Machthaber dazu nötigen, Abwehrpolitik und Abwehrdiplomatie zu treiben, anstatt — von äußeren Gefahren verschont — die ganze Kraft und Energie eines kräftigen und unerschöpflichen Volkes auf einen friedlichen Wettbewerb mit den übrigen Völkern der Erde einzusetzen.

Polens nationale Minderheiten. Beim Exekutivkomitee der kommunistischen Internationale wird eine besondere Sektion gebildet werden, um die nationalen Minderheiten Polens zu vertreten. Wie die Warschauer Presse meldet, wird die Sektion 100 Mitglieder zählen. Zu ihrem Leiter ist der ehemalige kommunistische Abgeordnete des polnischen Sejms Lancucki ausersehen, der sich gegenwärtig in Moskau befindet.



Das alte Döberitz ist am Verfasser Vertrag gestorben. Mit dem Paragraphen einhundertundsechzig war die ganze Herrlichkeit dahin. Der Buditer, schräg gegenüber vom Bahnhof, kann das am besten erklären: „Das war hier ein Geschäft während des Krieges. Hinter dieser Theke standen allein drei Zapfer, sechs Kellner hatten alle Hände voll zu tun, das Bier wegzuschleppen, 15 Tonnen Bier wurden Tag für Tag ausgeführt. Siebzigttausend Mann lagen damals in Döberitz, die konnten was wegstinken. Keiner mußte doch, woran er war, jede Stunde konnte der Befehl zum Abrücken an die Front kommen. Am letzten Abend haben sie hier noch vergnügt zusammengesessen, dann ging's los, und wie oft hat es keine Woche gedauert, da lagen sie schon im Rasengrab. Ja, so war das hier, die Brauereien schickten nicht etwa ihre Gespanne nach Döberitz, nein, die hatten hier gleich ein paar stationiert, die umunterbrochen die Tonnen vom Bahnhof zu den Wirtschaften rollen.“ „Na, und jetzt?“

„Heute sind noch 1800 Mann im Lager.“

Er fährt fort: „Die tragen ihr schön's Geld, aber sie tragen es nicht in die Kneipe, sondern schicken so'st alles nach Hause. Sparen wie die Berrichten. Döberitz hat ein Postamt, wie es Städte mit zwanzigttausend Einwohnern nicht haben. Für die paar Briefe genügt ein kleiner Laden, aber die Postanweisungen! Nachmittags



Der Weg, der in das Lager führt.

um drei treten die Leute zwei Stunden lang an, um ihr Geld einzuzahlen. Im Ort bleibt so gar nichts. Typische Gäste sind nämlich die alten Unteroffiziere und Feldwebel, die es an irgendeinem Tag unwiderstehlich packt, daß sie sich auf die Bahn setzen und nach Döberitz fahren. Mit recht wehleidiger Gesichtern schlendern sie strahelnd, strahlend, alles tot, bis sie in eine Kneipe flüchten. Da geht das Gefrage los, ob der alte X. noch lebt, nein, der ist gestorben, wo der Wirt, der die 15-Tonnen-Tages-Kneipe hatte, sich zur Ruhe gesetzt hat, nein, oder hat sich nicht zur Ruhe gesetzt, der ist heute wieder Maurer, weil er in der Inflation alles verloren hat, ob sonstwer noch existiert, nein, der hat zugemacht, weil das Total für Wirtstar verboten wurde. So, so. Man läßt die Köpfe hängen, wird nachdenklich, trinkt bedächtig den Becher aus, bestellt sich einen neuen und beginnt weiter zu fragen. Aber da der gemeinsame Bekanntenkreis des Wirts und der Gäste längst erschöpft ist, wird es zum reinen Rätselraten. Man redet von dem langen Blonden oder dem kleinen Dicken, der immer bei Müller's war, und wenn der Gast auch nicht die geringste Ahnung hat, wer denn nun eigentlich gemeint ist, sagt er doch immer wieder:

„Ach so, der, ja, ja.“

Inzwischen war ein Mann gekommen, der schmutztrakt zur Theke geschritten war und ganz unermittelt zum Wirt sagte: „n' Korjen, Magen wollten sie gestern die Hude voll hauen.“ Alles staunt. Schließlich stellt sich folgendes heraus: Mag ging gegen drei Uhr nachts nach Hause. Da es stockfinster war, brannte er eine Taschenlampe. Das gefiel aber einem Unteroffizier und einem Feldwebel, die Mag entgegen kamen, gar nicht. Beide verlangten, daß Mag die Taschenlampe ausmachen solle. Mag tat das nicht, da wollten sie ihn verdröscheln. Recht feierlich, dachte ich, und fragte den Mann: „Waren die blau?“ „Keine Spur, die haben doch nicht viel zu tun, da jußt ihnen das Fell, und so suchen sie Stunt.“ So, so.

Das, was der Mann eben sagte, mag sehr nebensächlich sein, ist aber nur die Probe aufs Exempel. Denn die Gemeinde Döberitz ist ja nur das Anhängel für das Lager Döberitz, und beides existiert nur durch den Truppenübungsplatz. Mag wiederum ist nur ein simpler Zivilist, und was Zivilisten in Döberitz gelten, das kann man alle fünfzig Meter lesen: „Das Betreten des Truppenübungsplatzes ist verboten und strafbar,“ folgen die Strafbestimmungen. . . Oder am Eingang zum Lager: „Zivilpersonen ist der Eintritt zum Lager nur mit gültigem Ausweis der Kommandantur gestattet.“ Da braucht man sich nicht zu wundern, wenn Mag als Zivilist die Hude voll kriegt, weil er sich mit seiner Taschenlampe den Weg suchet. Auch mit der Republik scheint man in Döberitz nicht allzuviel im Sinn zu haben oder, wir wollen uns ganz exakt ausdrücken, nicht so genau zu nehmen. Die größte Wirtschaft heißt heute noch „Gasthaus zum Deutschen Kaiser“ —

wir sind schon wieder bei den Wirtschaften, aber ganz Döberitz-Dorf sind ja nur Buditen, Friseure, Uniformschneider und Anstichkartenhändler — wenn man auch die Kaiserbüste über dem Torweg entfernte und nur den Sockel stehen ließ. Gewiß, das steht alles mehr als dürftig aus, den „Deutschen Kaiser“, der immerhin ein langgestrecktes, einstöckiges Gebäude ist, hat man in Ermangelung von Ziegeln mit schädiger Dachpappe benagelt und seine Fensterheben sind blind und undurchsichtig geworden. Das Johanneshaus, wo man katholische Messen liest und mit neuen Kartoffeln handelt, ist auch kein Kausereifer für den Ort, der Bahnhof weiß mit seinen zehn Gleisen sowieso nichts anzufangen, bleibt als einziges noch das Postamt. In Chaplins schönem Film „Goldrausch“ hatte man eine Goldgräberstadt aufgebaut mit ihrer ganzen Armseligkeit. Genau so sieht es in Döberitz aus, wo der halbe Ort nur aus Breiterbuden besteht. Man wird es langsam gemerkt, daß das nächste Dorf, Rohrbeck, nur ein

„Gasthaus zum Kronprinzen“

hat, man scheint eben in der Döberitzer Gegend heute noch Gefallen an so etwas zu haben. Ansonsten ist das ein schönes Stückchen Erde, dieser Truppenübungsplatz. Im Süden die Havelhöhen, im Westen die Eisenbahnstation Mustermark, etwas nördlich Rouven mit seinen Funtkürmen, im Osten Spandau als Vorbote der Riesenstadt, dazwischen wechselnd Hügel und Täler, Feld und Heide, rechts ein kleiner Teich und links die Bahnstrecke nach Westdeutschland. Da und dort Schießstände. Und dann die Tafeln, daß man sich keine Waffen und Munition einstecken soll. Es liegt aber nichts umher. Nach einer Stunde Weg deutet ein Eichenwald die Chaussee zu, ganz still wird es da. Es ist der Elsgrund, abgelegen und verschwiegen. Gleich sind wir am Lager Elsgrund. Wenn man aus dem Eichenwald tritt und vor sich die schmutzen, hohen Häuser steht, dann wird das kaum einer für eine Kaserne halten, wenn auch nicht gleich für eine Villa, mindestens doch für ein Sanatorium. Ringsum stehen Baracken, sie sind heute unbewohnt. In den Häusern dagegen sind noch Soldaten. Ein Ruschot ärgert sich mit einem Motorrad herum, ein Offizier reitet spazieren, andere Soldaten sitzen lässig auf einer Bank und rauchen, aber das interessiert nur im Vorbeischießen, man sieht da und staut:

Hier war das Paradies der Fememörder.

Hier residierte der Feme-Schulz und seine Kumpone, die Büchling, die Klapproth und wie sie alle hießen. Ja, in diesem gottvergeßenen Winkel des Osthavellandes trährte wahrlich kein Hahn, wenn's um's Killen ging. Die alten Eichen sagten nichts. . . Wir wollen etwas mehr auf die Winkel aufpassen.



Tanktrappen (verdeckte Hanomags) im Lager Döberitz.

Die Pflasterkästen von A.M. Frey.

Copyright 1929 by Gustav Klepenheuer Verlag A.-G., Berlin

Sie jagen gemeinsam davon. Lipp steht endlich dem vorgekehrten Arzt an der Strippe zur Verfügung und macht in den Apparat hinein seine Verbeugungen. Dann aber erstarrt er, horcht — zischt Funk zu: „Er quatscht vom zehntägigen Rapport. Wieso wir unter der Rubrik „Ägyptische Augenkrankheit“ eine Eintragung haben. . .“ Funk zuckt die Achseln und schüttelt den Kopf — er sieht Schlimmes herannahen. Er hört Lipp sprechen: „Nein, Herr Divisionsarzt — unmöglich — keine ägyptische —“ Funk bläht ein: „Verwechslung.“ „Bedinglich eine Verwechslung! Herr Oberstabsarzt können ganz beruhigt sein, eine untergeheilte Schlampererei meines Personals — wie? gewiß, auch mich trifft einige Schuld — große Schuld, wie Herr Divisionsarzt meinen; es wird bestimmt nicht wieder vorkommen — nein, nur harmlose Bindehautentzündungen —“ Fauchend zu Funk: „Wie der Krankenstand ist —?“ „Befriedigend; sieben Atmung, neun Haut, neun Darm.“ „Durchaus befriedigend, Herr Divisionsarzt. Wir behandeln zurzeit lediglich sieben Erkrankungen der Atmungsorgane, neunmal Furunkulose und kleine Abszesse und ebensoviel leichte Darmaffektionen. Das wäre so ziemlich alles —“ Zu Funk: „so ziemlich“ paßt ihm nicht — was noch?“ „Zweimal Nagel, zweimal Rheuma.“ „Ja — bitte gehorjamst, Herr Divisionsarzt, zwei Paroxysmen wären noch zu nennen und zwei Leuchte mit rheumatischen Erscheinungen, aber da weiß man nie recht, ob nicht Simulation — ich werde genauestens beobachten — empfehle mich untertänigst, Herr Oberstabsarzt. . .“ Die Audienz ist zu Ende. Lipp reißt die Mühe vom Schädel und wischt mit einem Hemd, das frisch gewaschen gerade in seiner Nähe liegt, über die nassen Haare. „Funk,“ sagt er langsam, mit einem Blick, der den anderen morden soll, „wissen Sie, was Sie angestellt haben mit Ihrer verwechsellten Rubrik? Die ägyptische Augenkrankheit ist eine höchst ansteckende gefährliche Sache. Sie haben

den ganzen Divisionsstab mit Ihrer Falschmeldung in größte Sorge versetzt. Sie sind ein — ein undankbarer, unmöglicher Mensch. Mich so zu blamieren!“ Schreiend: „Das kann mich einen Punkt in der Konduite kosten. Daß man sich auf niemanden verlassen kann! Alles — jeden Scheißdred — müßte man selber drehen! Wozu habe ich Sie aus dem Graben auf das Pöfchen geholt? Damit Sie mich ruinieren!“ Noch lauter kläffend: „Wieso übrigens das Rindvieh hinten einen Augenblick im Ernste denken kann, bei uns sei plötzlich die ägyptische Augenkrankheit ausgebrochen, das ist mir unerfindlich.“ Funk will erst gar nichts sagen, aber dann jußt und brennt es ihn doch: „Herr Stabsarzt haben jenen Truppenkrankentrappent unterschrieben; hätten Herr Stabsarzt nur mit einem Blick die Rubriken kontrolliert —“ Aber Lipp unterdrückt ihn: „Halt's Maul! Ich will nichts mehr hören, sonst treppler ich!“ und jagt von dannen. Es ist ihm nicht vergönnt, wieder in richtige Ruhe zu kommen. In der Nacht werden Funk und er geweckt durch ein Bellen und Geböller in der Luft, das zunimmt. Artillerie auf beiden Seiten im Regimentsabschnitt wird lebhaft wie seit langem nicht. Jedemfalls hat es da draußen, seit Lipp Regimentsarzt ist, noch nie so spektakulär. Er haut mit den Fäusten an Funks Tür: „Aufstehen! Sofort anziehen!“ Funk gehorcht und erscheint. Lipp ist wachsgelb im gelben Licht sämtlicher Kerzen, die er besitzt und angebrannt hat. „Hören Sie nie? Wir scheint, Sie hören net gut!“ „Ich höre, Herr Stabsarzt.“ „Reden S' net so gepreißt. Wenn Sie hören, dann dürften Sie auch wissen, was vor sich geht. Das ist der Angriff! Die Engländer kommen!“ „Es könn' auch lediglich ein Artilleriegefecht sein und Kerosin auf beiden Seiten. Für Trommelfeuer der Engländer scheint es doch zu schwach.“ „Zu schwach, Herr Strategie! Haben Sie Harz in den Ohrmuscheln? Merken Sie nicht, wie's minütlich zunimmt? Das ist der Angriff, lang genug warten wir auf ihn.“ Er springt ruckweise durchs kleine Zimmer. Er schnallt das Dolchmesser um, die Pistole. Der Gurt reißt. Er stucht. Er versucht ihn mit fliegenden Händen zu fassen — und feuert ihn in die Ecke. Die Waffe steckt er in den Hosensack. Er hebt den Helm auf, er befiehlt: „Machen Sie sich fertig. Angriff! Wo haben Sie Ihren Helm?“ „Weiß nicht, wo er geblieben ist. Er muß gestohlen worden sein.“

„Nachha halten S' Ihren Deeh nadet ins Feuer, von mir aus.“ Er rast um den Tisch wie ein wildes Tier, aufgelöst, unfähig zu denken. „Wenn der Regimentsstab die Befehlsstelle bezieht, gehe ich auch hinaus. Früher nicht. Keine Minute früher, ich werde mich hüten! — Laufen Sie, alle Leute drüben im Revier sollen sich fertigmachen. Ich komm gleich nach und sortiere die Kranken. Die ganz leichten zur Truppe, die schwereren zurück in die Lazarett!“ Funk läuft. Als er auf der Treppe ist, fängt ein verspätetes deutsches Geschütz, am Ortsausgang postiert, plötzlich zu donnern an. Es ist eine pechschwarze Nacht. Es rieselt. Ins Dorf fällt kein Schuß, aber als er dort querüber will, wo er die Straße vermutet, hört er Gerassel und rasenden Hufschlag anbrausen. Er sieht gar nichts, aber er weiß: es klötern so nur die Feldfüchen. Sie haben Renäge hinausgefahren, sie kommen von draußen zurück — offenbar mit Säulen, die schon geworden sind durch das nahe Geschützfeuer. Funk drückt sich an eine Steinwand . . . dicht neben ihm schnaubt es, Raddrehungen jagen knirschend in Zentimeternähe vorbei, er spürt fegende Luft, hört Riemenszug, Rüstern, klaffendes Leder, als wolle das durch ihn hindurch . . . Gerät er darunter? Wird er gestreift, zu Boden und hingerissen? Er kann nur warten . . . Er sieht nichts . . . Er sieht alles riesengroß im gepeinigten Hirn . . . Es geht vorbei. Es wird ruhig. Werden nicht auch die Geschütze schon ruhiger? Funk tastet sich mühsam zurecht und hinüber ins Revier. Der Feldwebel Nam liegt in seiner sauber gehaltenen Bude im Bett. Fähnlein nebenan desgleichen in seinem „medizinisch“ ausgestatteten Raum. Sie lachen beide, sie lachen Funk und den Stabsarzt aus. „Horch,“ sagt Nam, „wie brav der Engländer schon einpackt! Aber auch die unsren sind müd.“ „Eh — nichts weiter, als daß sie sich gegenseitig ein bitter geärgert haben. Sag dem Stabell einen schönen Gruß, und er soll sich auf's Ohr legen.“ In der Tat: es herrscht bereits vollkommene Stille. Der feine Regen wisperst mit dünnem Stimmchen . . . Als Funk wieder bei Lipp landet, streckt der sich zwischen weißen Kissen. Aber die Kerzen brennen noch. „Beh, blasen S' die Lichter aus,“ befiehlt er einsilbig und dreht sich zur Wand.

(Fortsetzung folgt.)

Weil die Ehe zerrüttet war.

Ein zweifacher Mordversuch.

Gestern nachmittag wurde der 23jährige Musiker V. von der Kriminalpolizei unter der schweren Beschuldigung verhaftet, an seiner Frau einen doppelten Mordversuch unternommen zu haben.

Die Vorgeschichte enthält das trübe Bild einer zerrütteten Ehe. V. ist mit seiner Frau seit sieben Jahren verheiratet. Der Ehe ist ein lehr sechsjähriger Knabe entsprossen. In den letzten Monaten kam es zwischen den Eheleuten häufig zu Streitigkeiten und erregten Szenen. Vor einigen Tagen sah nun der Mann den Entschluß, seine Frau zu beseitigen. Die Eheleute, die zwei Stuben und eine Küche bewohnten, schlafen wegen des Zwistes schon längere Zeit getrennt. Der Junge hatte seine Schlafstätte im Zimmer des Vaters. V. wartete nun eines Abends ab, bis seine Frau zu Bett gegangen und eingeschlafen war. Dann öffnete er leise die Stubentür und die Tür zur Küche, schalt an einigen Stellen den Gasfließ auf, öffnete den Hahn und verließ die Wohnung. Er blieb mehrere Stunden fort, bis nach seiner Annahme das Gas seine Wirkung getan haben mußte. Bei seiner Heimkehr fand er jedoch seine Frau unverfehrt vor. Sie hatte sich

Freiben bemerkt, rechtzeitig den Gasfließ wieder geschlossen und das Fenster geöffnet. Trotz des Mordversuches kam es zu einer scheinbaren Versöhnung der Eheleute. Einige Tage darauf aber machte V. einen zweiten raffinierteren Versuch, um sich seiner Frau zu entledigen. In später Nachtstunde schloß er die Stubentür seiner Frau von außen leise ab, führte ein altes Leitungsrohr, das mit dem Gasfließ in Verbindung gebracht worden war, bis an das Schlüsselloch und erwartete nun, daß die ausströmenden Gase durch das Schlüsselloch ihren Weg nehmen würden. Er blieb in der Wohnung, bis er das Stöhnen seiner Frau hörte, drehte dann den Gasfließ wieder zu und entfernte sich. Glücklicherweise wurde auch beim zweiten Mordversuch die Frau beizeiten munter und konnte sich retten.

Seit erstattete sie Anzeige bei der Kriminalpolizei und ihr Mann, der zunächst alles leugnete, mußte schließlich sein verbrecherisches Vorhaben zugeben, als man ihm den zerstörten Schlauch und das alte Leitungsrohr vorlegte. Er wird jetzt wegen des zweifachen Mordversuches dem Untersuchungsrichter vorgeführt werden.

Europa-Rundflug beendet.

Die Ankunft der Flieger in Paris.

Paris, 14. August.

Am Mittwoch nachmittag um 15 Uhr wurde auf dem Zivilflughafen in Orly die Ankunftskontrolle für die Teilnehmer am Europaflyg eröffnet.

Der Flughafen, der von Paris aus nur mit großen Schwierigkeiten zu erreichen ist, wies verhältnismäßig wenig Besucher auf, von denen viele auf Fahrrädern aus den umliegenden Dörfern herbeigeleitet waren. Schon eine halbe Stunde vor Eröffnung der Kontrolle zogen vier Flugzeuge ihre Kreise über dem Flughafen, der im Glanz der Augustsonne lag. Die vier Flieger waren die Deutschen Koeder, Kneer und Kirsch und der Tscheche Kleps. Wenige Minuten später trafen die ersten italienischen Fiat-Maschinen und der Franzose Weich ein. Die Engländerin Bailey, die den Flug außer Konkurrenz mitgemacht hat, war bereits kurz nach 14 Uhr auf dem Flugplatz gelandet. Je mehr sich der Zeiger der fünfzehnten Stunde näherte, um so zahlreicher trafen die Flieger ein. Pünktlich kündete eine Leuchttrakte den Beginn der Abfluchtkontrolle an. Als erster überflog der Italiener Battista das Zielband. Ihm folgte als zweiter der Deutsche Koeder, als dritter der Franzose Weich, dann die Engländerin Spooner. An fünfter Stelle folgte immer noch in der Minute von 15.00 bis 15.01 Uhr der Deutsche Siebel auf einer Kleinm-Maschine.

Wenige Minuten später hatten im ganzen 18 Flugzeuge das Zielband überkreuzt, darunter zehn deutsche Apparate. In längeren Abständen trafen dann weitere Flugzeuge ein, u. a. mehrere Italiener.

Selbstmordversuch in der Zelle.

In einer Blutlache aufgefunden.

Als der frühere Arbeiter Peter Klemms wegen verschiedener Diebstähle vor das Schöffengericht Berlin-Schöneberg geführt werden sollte, teilte der diensthabende Wachmeister dem Vorstehenden mit, daß der Angeklagte, der Untersuchungsgefangener war, besinnungslos in der Vorführungsjelle in einer großen Blutlache läge. Wahrscheinlich hätte er sich die Pulsadern aufgeschnitten.

Son. Nat. Leppmann, der in dem Prozeß als Sachverständiger geladen war, eilte sofort zur Hilfe und stellte fest, daß Klemms sich eine Armpvene geöffnet hätte, so daß er trotz des großen Blutverlustes wohl noch zu retten sei. Der Verletzte wurde ins Lazarett gebracht, die Verhandlung gegen ihn wurde vertagt. Es handelt sich bei dem Angeklagten um einen Menschen, der trotz hoher intellektueller Begabung — er schreibt und zeichnet besonders gut — als schwerer Psychopath anzusehen ist.

Er ist schon vielfach verurteilt und hat sich öfters in Strafhaft selbst verkrüppelt.

Ein Sommertag der Alten.

Jedes Jahr veranstaltet das Bezirksamt Prenzlauer Berg für seine Klein- und Sozialrentner einen Dampferausflug. Am vorigen Freitag entführten zwei Dampfer 1000 alte Leute nach dem Müggelsee. Selten oder nie wohl sieht man glücklichere und dankbarere Fahrgäste, als bei solcher Gelegenheit. Ein ganzes Jahr warten sie und freuen sich auf diesen Sommertag in Sonne und guter Luft, in froher Geselligkeit und bei gutem Essen. Einmal können sie den Mauern entschlüpfen, die sie Jahr um Jahr, Jahrzehnt um Jahrzehnt beherbergen, die vollgetränkt sind mit all dem Leid körperlicher und seelischer Not. Vergnügt blinzeln die müden, alten Augen in der Sonne, das räfelt sich und atmet tief und lange. Wie lange haben sie alle teuren Wald und kein Wasser, keine saftigen Wiesen und blühenden Blumen gesehen? Und wann haben sie ihre letzte Dampferfahrt gemacht? Es sind welche dabei, bei denen es überhaupt die erste Dampferfahrt ist. Da sah man gemütlich im Freien bei gutem und reichlichem Mittagessen, dann gab es Nachmittagskaffee, soviel man will, und reichlich Kuchen, nachher wird ein Waldspaziergang gemacht und zu Abend gegessen; als Entlohnung bekam jeder noch eine Tafel Schokolade. Unendlich dankbar sind all die Leute für die paar schönen Stunden, die in ihrem alten, einsamen Leben unvergänglich bleiben werden. Es wäre zu wünschen, daß jeder Bezirk seinen Schülern einen schönen Tag beschert.

Etwas höhere Unfallziffer im Juli.

Im Juli betrug die Gesamtzahl der Unfälle in Groß-Berlin 2722 gegenüber 2638 Unfällen im Vormonat. An diesen 2722 Unfällen sind 5365 (5241) Wegebenuher beteiligt. Von den 5365 Wegebenuhern entfielen auf die 33808 (32930) Personentransportwagen 1084 (1038), auf die 16250 (16034) Last- und Geschäftstransportwagen einschließlich Elektrokarren 347 (358), auf die Last- und Geschäftstransportwagen mit Anhängern 104 (82), auf die Zugmaschinen 31 (23), auf die Zugmaschinen mit Anhängern 31 (30), auf die 9048 (9060) Kraftfahrzeuge 808 (836), auf die 725 (718) Kraftomnibusse 180 (183), auf die 36403 (35456) Kraftfahrzeuge und Kleinkraftfahrzeuge 637 (627), auf die 3650 (3640) Triebwagen und Anhänger der

Straßenbahn 338 (264), auf die Reichseisenbahnen, Kleinbahnen und ähnliche 1 (2), auf die mit 42222 Pferden bespannten Wagen 309 (284), auf die Handwagen 57 (60), auf die Fahrräder 734 (729) und auf die Fußgänger 506 (543) Fälle. Die größte Zahl der Unfälle entfiel diesmal wieder auf die Sonnabende. Die wenigsten Unfälle entfielen auf die Stunde zwischen 5 und 6 Uhr früh (14), die meisten auf die Nachmittagsstunde zwischen 4 und 5 Uhr (254). Bei den Unfällen wurden insgesamt 20 (15) männliche und 7 (4) weibliche Personen getötet und 946 (879) männliche sowie 404 (334) weibliche Personen verletzt.

Die Tragödie am Pechsee.

Das Mädchen gegen ihren Willen erschossen.

Wie wir vor einigen Tagen berichteten, wurde am Pechsee unweit der Försterei Saubucht ein junges Paar erschossen aufgefunden. Während das Mädchen an Hand vorgefundener Papiere festgestellt als eine 20jährige Gertrud P. festgestellt werden konnte, blieb der Name ihres Begleiters zunächst noch unbekannt.

Der Kriminalpolizei ist es jetzt gelungen, auch die Personalien des Mannes festzustellen. Er ist ein Landwirt Edgar Reumann, der aus Kallies in Pommern stammte und zuletzt in der Urbanstraße 108 im Südwesten Berlins zur Unterkimete wohnte. Aus einem Abschiedsbrief, den er hinterlassen hat, geht hervor, daß Reumann sich in sehr schlechten finanziellen Verhältnissen befunden hat. Er hatte aus Polen noch einen größeren Beitrag zu bekommen, auf deren Auszahlung er vergeblich wartete.

Seine Begleiterin, Gertrud P., in deren Handtasche man Geld und Ausweis papiere gefunden hatte, ist allem Anschein nach gegen ihren Willen von Reumann erschossen worden. Das Mädchen hatte sich vor dem Auszug in so heiterer Stimmung von seinen Angehörigen entfernt, daß von einer Selbstmordstimmung auch nicht das geringste zu merken war.

Hilde Zepernid noch nicht gefunden.

Am Mittwochnachmittag wurde unter Leitung der Kriminalkommissare Werneburg und Quack auf dem Gelände in Neu-Westend eine umfassende Suche nach der vermißten Schülerin Hilde Zepernid veranstaltet. An der Westendallee, wo das kleine Mädchen zuletzt beim Spiel gesehen wurde, befindet sich ein ausgedehnter Neubaublock. Man rechnete nun mit der Möglichkeit, daß das Kind, das wie alle anderen auf dem Baugelände zu spielen pflegte, dort irgendwie verunglückt sein könnte. Die Suche durch die Hunde erbrachte aber keine Spur. Ebenso erfolglos verlief das Absuchen des Schiffes, das die vier Wassertrümpel in dem Sachsenpark begrenzt. Durch Vernehmung der auf dem Bau beschäftigten Arbeiter, die fast alle die dort spielenden Kinder kennen, ist festgestellt, daß das Mädchen nach einem der Arbeiter auf seine Bitte ein paar Zigaretten holte. Dann kehrte sie zum Spiel zurück. Ueber ihren weiteren Verbleib kann der Arbeiter auch keine Angaben machen.

Ein Knabenstreich.

Am Mittwoch nachmittag kam es zu einer tumultartigen Schülerdemonstration vor den Geschäftsräumen des Potsdamer „Volksblattes“ in der Brandenburger Straße. Das „Volksblatt“ hatte am Dienstag in einem Artikel behauptet, die höheren Schüler Potsdams hätten sich bei der Versuchungsfelder sehr übel benommen. Besonders das Viktoria-Gymnasium habe sich dabei hervorgetan. Nach Schluß schickten sich am Mittwoch etwa 400 Schüler vor dem „Volksblatt“ und brachen in Rieder-Rufe aus. Die Schüler, die Räder bei sich führten, klingelten und machten auch sonst jeden erdenklichen Lärm. Das Ueberfallkommando zerstreute die jungen Leute.

Beim Baden ertrunken.

Das Baden an verbotener Stelle hat gestern Abend wieder ein Todesopfer gefordert. Der 14jährige Schüler Hermann Koch aus der Kronprinzenstraße 46 in Adlershof badete zusammen mit mehreren gleichaltrigen Spielkameraden am Spindlersfelder Park in der Spree. Nüchlich geriet er an eine kesse Stelle und ging unter. Mitglieder des Arbeiterkameradenbundes, die man alarmiert hatte, konnten den verunglückten Knaben nach kurzer Zeit bergen. Sofort angestellte Wiederbelebungsversuche blieben jedoch ohne Erfolg.

Das Wörtlein „von“.

Nach mehrfachen Wahrnehmungen werden die Namen der Angehörigen früherer sogenannter Adelsfamilien sogar in amtlichen Mitteilungen noch immer in unrichtiger Schreibweise (abgekürzt z. B. „v.“ statt „von“ und „Frhr.“ statt „Freiherr“) wiedergegeben. Wie der Amtliche Preussische Pressedienst mitteilt, verweist deshalb der Minister des Innern in einem Rundschreiben darauf, daß es selbstverständlich unzulässig ist, von „dem Herzog“, „dem Grafen“ und dergleichen zu sprechen und den Namensbestandteil „von“ in der früher dießhalb üblichen Schriftform „v.“ abzukürzen.

Schweres Eisenbahnunglück in Polen.

8 Tote, 16 Verletzte.

Warschau, 14. August.

Auf der Lodzer Eisenbahnhaltestelle Karolew stieß infolge falscher Weichenstellung ein einfahrender Personenzug mit einem ausfahrenden Güterzug zusammen, wobei beide Lokomotiven sowie 19 Waggons ganz oder teilweise zertrümmert wurden. Soweit bisher festgestellt werden konnte, sind acht Personen, und zwar ein Zugführer, zwei Maschinisten und fünf Soldaten, getötet sowie sechzehn Personen schwer verletzt worden.

Da einige Wagen des Personenzuges, in dem sich ein Militärtransport befand, in Brand gerieten, befürchtet man, daß unter den verkohlten Trümmern noch einige Leichen begraben liegen. An der abgesperrten Unfallstelle sind Sanitätsmannschaften und eine Untersuchungskommission eingetroffen.

Opfer eines Raubmordes?

Der geheimnisvolle Leichenfund bei Innsbruck

Innsbruck, 14. August.

In den späten Vormittagsstunden gibt die Tiroler Landespolizei über den Leichenfund im Arlberggebiet einen Bericht aus, aus dem hervorgeht, daß Rechnungsrat Bendi doch einem Raubmord zum Opfer gefallen sein dürfte.

Nach Darstellung der Landespolizei wies die Leiche am Kopf und Hals einige Verletzungen auf, die tödlich waren. Ueber die Art der Verletzungen wird die am Mittwoch stattfindende gerichtsarztliche Untersuchung Aufschluß geben. Festgestellt wurde, daß im Besitze des Rechnungsrats Bendi eine dunkle Brieftasche mit einem höheren Geldebeitrag und eine goldene Uhr waren. Diese wurden bei der Leiche nicht aufgefunden. Den vermutlichen Raubmord begangen zu haben ist dringend verdächtig ein etwa 20jähriger junger Mann, der zuletzt in der Begleitung des Rechnungsrats Bendi gesehen wurde. Festgestellt wurde ferner, daß Bendi am 3. August in Begleitung des Baumeisters Friß Beder aus Berlin in St. Anton eingetroffen ist. Beder ist bereits am 9. August von St. Anton nach Innsbruck abgereist. Die Landespolizei veröffentlicht einen Aufruf, in dem Beder aufgefordert wird, sich zu melden, da er wichtige Zeugenaussagen machen könne.

Die Landespolizei hat die Erhebungen zur Aufklärung der Tat in größtem Eile eingeleitet.

Pflirsche.

Der Herbst schickt Berlin seine Vorboten. Kapsel, Birnen und Pflaumen, und vor allem Pflirsche, die in verschwenderischer Fülle auf dem Obstmarkt prangen.

Pflirsche, samten und rohbüchsig! Eine Frucht, die unsern Väter noch als eine besonders teure Kostbarkeit galt, liegt zu großen Bergen aufgeschichtet, und ihr feiner Duft läßt verstehen, daß Pflirsche so wie als eins der köstlichsten Getränke gilt. Um die Obstbäume hohen Ständer mit bettelnden Augen, und ziehen den Duft gierig ein. Sie haben es nicht so gut wie die Dorfkinder, für die jetzt die große Zeit der gemauften Wepfel und Birnen kommt, je grüner, je besser! Wenn sie auch noch so sauer sind, gellaut schmecken sie süß, und die Gefahr einer zerrissenen Hose kann den Reiz nur erhöhen, denn erst kommt das Klauen und dann das Berbauenwerden.

Nur: Pflirsche gibt es für die deutschen Dorfkinder wenig zum Kaufen, denn die kommen zumeist aus Italien und Frankreich oder gar über die große Pflaume aus Kalifornien.

Das arme Großstadtkind kann nur um die Markthallen herumstreifen und dort sich am Abfallloß gütlich tun. Doch glücklicherweise fallen die Preise für Pflirsche, und von einer Mark sind sie glücklich auf 45, ja 40 Pfennige heruntergerutscht, denn Pflirsche halten sich nicht lange und müssen bald verpufft werden.

Die paar Millionen Berliner haben wenigstens das Glück, daß sie zusammen als ein großer Mund und Wagen gelten, so daß es sich lohnt, viele Tausende von Zentnern auf einmal auf den Markt zu werfen. Die vielen Obstbäume erfüllen den Zweck am besten, sie stehen an allen Ecken und Wägen, und mancher verzichtet jetzt lieber auf sein Essen, um sich einmal richtig an Pflirschen gütlich zu tun.

So manche kleine Verkäuferin und Köcherin sieht jetzt mittags auf den Bänken der kleinen Parks und Plätze mit seiner Zeitungsleiste voll Pflirschen und läßt einen nach dem anderen auf der Zunge verschmelzen. Die köstlichen Früchte bringen ein Süß-Boesle in ihr Dasein, lassen sie wenigstens ein Stück anderer Welt schmecken.

Doch wie wenigen mag dabei bewußt werden, wie phantastisch diese große Stadt ist, die ihnen Ananas, Bananen und heimische Früchte in Mengen darbietet, und die selbst nur wenige Bäume hat. Wie viele Städte können noch einen Apfelbaum oder Birnbaum in der Blüte unterscheiden. Es wird kein allzu großer Prozentjah sein. Wie viel weniger kennen Pflirschebäume, und doch liegen ihre Früchte jetzt einladend und verlockend vor ihnen.

Doch wozu sollen sie sich darüber den Kopf zerbrechen, denn das wichtigste sind die paar Groschen im Portemonnaie, um sie kaufen zu können. Und dieses Kopfzerbrechen ist selber für noch allzu viele die Hauptfrage!

J. M. 93114.

Vor einem Restaurant in der Fasanenstraße stand in der Nacht vom 11. zum 12. August um die 24. Stunde ein Auto mit schwarzrotgoldener Fahne. Die Fahne wurde gestohlen. Die Diebe sind fest gestellt: Sie saßen im Auto I. M. 93114.

Drei Stunden zu früh erhängt.

In Bergreichenstein (Deutschböhmen) hat sich ein dramatischer Freitod ereignet. Der Fleischermeister Meierl war ohne sein Verschulden in arge Zahlungsschwierigkeiten geraten. Er konnte keine dringlichen Rechnungen nicht erledigen, da er seine Forderungen nicht bezahlt erhielt. In seiner Verzweiflung erhängte er sich. Drei Stunden später kam der Geldebrieftreger und brachte ihm eine Anweisung auf 30.000 Kronen.

Jugendweibe 7. Kreis Charlottenburg. Der Vorkerichtungsunterricht beginnt am Dienstag, dem 20. August, pünktlich 16 Uhr, im Jugendheim, Rosenstr. 4, v. I. — Anmeldungen nehmen entgegen die Normalschulinspektoren, Assistenten der Inspektoren, A. Schmidt, Rat. Volkshaus, und beim Beginn des Unterrichts. Einschreibgebühr 30 Pf.

Gottfried Köhnel: Der alte Hut

Seit der Baumaterialienhändler Leonhard Kiebler aus Spiegelberg drinnen in der Stadt ein Mädchen kennengelernt hatte, das sich, auffallend gekleidet und geschminkt, gern auf der Straße sehen ließ, hinderte es ihn mit einemmal, daß seine Frau Anna die bisher gemeinsame Hauskasse stets mit beiden Augen in Obhut hielt. Er trachtete deshalb bei jeder Handlungsgeschichte danach, die eine oder andere Banknote für sich auf die Seite zu bringen. Da er aber mußte, daß Anna, eine sparsame und für die Kinder treu besorgte Mutter, auf Sauberkeit und Ordnung im Hause hielt und deshalb gern in allen Winkeln stöberte, erschien ihm weder die alte Pfennigkassette in der Dachkammer, wo nie geheizt wurde, noch die alte Pappschachtel, in der die Totenkörper für Allerheiligen aufbewahrt lagen, als ein genügend sicheres Versteck.

So fielen seine Augen nach langem Überlegen schließlich auf einen alten Hut. Ehemals von grüner Farbe, war er jetzt ganz vergilbt, und sowohl der überall abgegriffene Filz, als auch eiliche Löcher sprachen dafür, daß er einst viel getragen wurde. Damals war Leonhard Kiebler noch Jagdgehilfe gewesen, aber seit er durch Einheirat Baumaterialienhändler geworden war, lag der Hut unbenutzt in der Kastenlade. Wöchentlich jedoch hatte er wieder einen Zweck. Leonhard steckte nämlich zwischen dem Schweißleder und dem Innenrand des Filzes, wo man bei zu großer Weite oft Papierstreifen einlegt, jene Banknoten, die er um des Mädchens in der Stadt willen entwendet hatte. Dabei dachte er ganz richtig; denn da der alte Hut nie getragen wurde und deshalb jedes Ausbürsten unnötig war, beachtete ihn Frau Anna nie und ließ ihn unberührt in der Schranklade liegen.

Indessen hatte sich im Hut bereits ein hübscher Schatz angeammelt, der in der nächsten Woche, in der Leonhard wieder in die Stadt zu fahren beabsichtigte, eine gute Grundlage für einen schönen Tag werden sollte. Aber da kam, während Leonhard gerade nicht zu Hause war, ein Handwerksbursch zum Betteln. Weil sehr schlechtes, regnerisches Wetter war, bat er um einen alten Hut. „Sehen Sie mich nur an“, sagte er zu Frau Anna, „wie eine gebobete Maus schaue ich aus. Hinten und vorn häuft es herab wie von einer alten Hütte, die keine Dachrinne hat.“

Wahrlich, er übertrieb nicht. Er hatte seinen Hut auf der Wanderung verloren, und so hingen ihm die Haare in langen, nassen Strähnen ins Gesicht, und das Wasser lief ihm beim Herabtragen unter die Lappe, als sände er unter einer immerwährenden Dusche. Der durchnässte, arme Mann tat der Frau sehr leid, und da ihr sofort der alte, nichtsbrauchende Hut einfiel, der noch immer in der Schranklade lag und den ihr Mann doch nie mehr aufsehte, holte sie ihn und gab ihn dem Bettler.

Jedermann kann sich den Schrecken des Leonhard Kiebler denken, als dieser bei seiner Heimkehr von dem verschonten Hut hörte. Dennoch suchte er nicht zu verzeihen, was er darin verborgen hatte, sondern sagte nur, allerdings in sehr aufgeregtem Ton: „Wie kommt es dazu, ohne mich zuerst zu fragen, ein Andenken an eine vergangene Zeit dem nächsten Lumpen zu schenken, der ins Haus kommt? Man sollte die den alten Hut hundertmal um den Kopf schlagen, damit du sobald nichts mehr anrührst.“

Nach diesen Worten schlug er auch schon die Tür hinter sich zu und rannte auf die Straße, als wollte er den Hut zurückholen und seine Worte verwirklichen.

Tatsächlich fragte er auch in allen Nachbarhäusern, ob man den Handwerksburschen mit seinem ehemaligen Jagdhut nicht gesehen habe, und da man den Bettler bald da, bald dort erblickt hatte, fand Leonhard immer sicherer den Weg hinter dem Wanderer her und traf diesen schließlich in einem benachbarten Dorf, das etwa eine halbe Stunde von Spiegelberg entfernt, jenseits eines Flusses lag.

Der Bettler sah an einem ungedeckten Holzisch im Wirtshaus, hatte ein Glas Schnaps vor sich und schlief sich, da er noch immer ganz durchnässt war, etwas auswärmen zu wollen. Doch Leonhard achtete gar nicht auf den Zustand des Handwerksburschen, seine Augen waren nur auf den alten Hut eingestellt. Da ihn der Bettler jedoch nicht auf dem Kopf trug, nicht neben sich legen hatte, und der Hut auch an keinem Haken zu erblicken war, fragte Leonhard den Handwerksburschen, wo er denn jenen Hut hätte, den ihm die Frau des Baumaterialienhändlers Kiebler vor einigen Stunden geschenkt habe.

„Ach, Herr“, sagte der Bettler mit einer geradezu klagenden Stimme, „es ist ein mahres Kreuz mit mir. Kaum hatte mir die gute Frau den Hut geschenkt, und ich freute mich recht über das Dach über mir, da rief mich ein plötzlicher Wind den Hut vom Kopf, gerade als ich über die Brücke ging, und der Hut fiel ins Wasser. Ich hatte leider keine Stange, ihn wieder herauszufischen, aber ihr müht den Hut noch finden, wenn ihr etwas am Ufer entlang leset. Das Wasser hat ja einen sehr trügen Gang, und der Hut kann noch nicht allzuweit gekommen sein.“

So lief also Leonhard Kiebler am Ufer entlang, umgob in überstürzter Eile die Erläufnisse, die sich ihm da und dort in den Weg stellten, und ließ sich weder durch Regen und Wind, noch durch den glitschigen, oft sumpfig gewordenen Weg an seiner Eile hindern. Was lag an nassen Stiefeln, was an durchnässten Kleidern, wenn er den Hut mit den verdorrten Banknoten wieder finden könnte. Hatte ihm der Zufall schon soweit geholfen, daß der Wind dem Handwerksburschen das wertvolle Stück vom Kopfe raubte, was sollte er da nicht alle Mühe einsetzen, das Verlorene wiederzuerhalten.

Wirklich war sein Lauf am Ufer entlang auch nicht umsonst, denn als er eben eine freie, nirgends von Bäumen bestandene Stelle passierte, sah er den alten Filz auf dem Wasser schwimmen. War das eine Freude für Leonhard. Der Hut, der Hut! Es war ihm, als hätte eine unsichtbare Hand den Hut mit den Banknoten aus dem Grunde heraus und schrie ihm zu: „Da, da! Pack ihn doch endlich! Ich habe ihn dir lange genug aufbewahrt.“

Nun war das Packen aber gar nicht so leicht, wie es anfangs schien. Ein Ding kann oft in der größten Nähe scheitern und doch nicht zu erreichen sein. So wares auch hier. Denn der Hut schwamm gerade in der Mitte und blieb dort, da sich der Flußlauf zu einem breiten Lämpel verflaute, fast reglos liegen. Zudem aber drohte er, durch den langen Aufenthalt im Wasser sehr schwer geworden, jeden Augenblick zu versinken.

Die freudige Stimme, die Leonhard gleich anfangs zu hören glaubte, hatte nun plötzlich einen anderen Ton: „Packen möchtest du ihn? Wenn du könntest! Haha!“

Leonhard sah nach allen Seiten, ob er nirgends eine Biesenstange oder sonstige einen langen Gegenstand entdecken, mit dem er den Hut aus der tiefen Mitte befischen könnte. Er brach eiliche lange Erläufnisse von den Bäumen, doch sie blieben viel zu kurz. Das

einzige Mittel, den Hut zu erreichen, schien ihm ein Rad zu sein; bis er jedoch wieder nach Spiegelberg, ungefähr eine Stunde, zurücklaufen konnte, würde der Hut sicher in der Tiefe versunken sein.

So lag also der Hut nah und doch unerreichbar vor ihm, und diese unüberbrückbare Nähe wurde immer schmerzlicher; ja, sie machte Leonhard, je deutlicher er sich die einzelnen Banknoten im Hut vorstellte, immer nervöser, unrunder, rasender. Denn an ihnen hing all das Glück der nächsten Woche, in der er aus seinem bürgerlichen Alltagsleben in einen Rausch untertauchen wollte. Oh, wie schön war dieses Mädchen, das er in der Stadt kannte! Diese Augen, die ihm das Blut in den Adern erschütterten, dieser schwellende Mund, diese runden, sanften Schultern, diese weiche, zarte Gestalt... Immer deutlicher sah er das Mädchen vor sich, sah ihre seidenen Strümpfe, die kleinen, hohen Stöckelschuhe, alles, alles — während drüben in der Mitte des Flusses der Hut immer tiefer und tiefer zu sinken schien...

Da sprang Leonhard Kiebler, nachdem er sich rasch entkleidet hatte, in den Fluß, um gegen die Mitte zu schwimmen und den Hut, in dem sein ganzes neues Leben zu stecken schien, herauszureißen. Aber er war kaum im Wasser und der Grund entkam ihm seinen Füßen, setzte ein jäher Wind ein und pfliff über die spritzende Flußweite; auch regnete es stärker noch als zuvor, so daß er durch die plötzlichen Böen kaum hindurchsehen konnte, als hätten sich unsichtbar lauende Dämonen mit einemmal gegen Leonhards Rut verschoren.

Siehe, dort deuteten die Wellen den Hut, der ohnehin kaum mehr herausragte, auch schon in die Tiefe. Doch Leonhard, wenn auch sehr erschrocken, ließ sich nicht abbringen und erreichte trotz Wind und Regen die Mitte. Wenn er den Hut auch eine Welle

nicht mehr sah, er lag doch plötzlich wieder da und — schon hatte ihn Leonhards Hand krampfhaft umfaßt.

Allerdings hatte der Schrecken, der ihn beim Einlegen des jähen, kurzen Unwetters erfaßte, seine Kräfte derart geschwächt, daß er zum Weiter schwimmen allen Lebenswillen aufbieten mußte; er fühlte sich immer schwerer und schwerer werden, als müßte er jeden Augenblick in die Tiefe sinken. Aber er hatte ja den Hut in der Hand — den Hut!

Welch ein sonderbares Gesicht jedoch machte Leonhard Kiebler, der doch am erreichten Ufer hätte aufatmen können, als er in das Innere des Hutes blickte und nach den Banknoten greifen wollte. Alles — war leer!

Der Handwerksbursch, ein schlauer Kunde, hatte den ausgetraubten Hut selbst in den Fluß geworfen, um sich vor jeder Verfolgung zu schützen. Als Leonhard erhob in das Wirtshaus zurückeilte, um dem Lügner das Geld abzunehmen, war der Handwerksbursch verschwunden, und niemand mußte anzugeben, wohin er gegangen war.

Diese Erkenntnis dämmerte um so mehr in ihm, als er, durch das gefährliche Bad recht nüchtern geworden, zu denken anfang. Wie wäre es jetzt, wenn er ertrunken wäre: Er läge tot da, seine Frau und seine Kinder ständen weinend und untröstlich um ihn herum, sie hätten ja keine Ahnung, weshalb er ertrunken wäre; sie haben in ihm den ehrlichen Gatten und besorgten Vater — während drinnen in der Stadt das Mädchen am Arm eines anderen nach Hause ging...

Befonnen sah Leonhard in den Hut. Ja, der Hut war leer, ganz leer geworden, alles neue Leben war in diesen Stunden in die Tiefe versunken, und was er gerettet hatte, war wirklich nur — der alte Hut.

Aber es war der alte Hut, das freute ihn jetzt. Er setzte ihn, obgleich er noch schwer und durchnässt war, auf den Kopf und ging damit nach Hause.

Erich Grijar: Die blaue Mauritius

Als ich in London war, waren auch 80 Deutsche dort. Kleine Fabrikanten und Direktoren, die zur Messe herübergekommen waren und nun von ihrem Führer, wem es durchaus dazu gehörte, durch die Mäulen der Rielenstadt geschleift wurden. Ich interessierte mich dafür, welchen Eindruck diese Menschen empfingen, die zu Hause zumeist in einer Welt lebten, die nie und nirgends den Wert anderer Völker anzuerkennen vermag, und schloß mich ihnen an. Ich war nicht Optimist genug, um zu glauben, daß sie aus Nationalisten zu Internationalisten werden würden, aber ich hoffte doch, daß ihr Stolz auf das eigene Vaterland und seine Leistungen in dieser Stadt, die, als alle anderen Weltstädte Europas noch weit entfernt von ihrer heutigen Größe waren, schon die größte Stadt der Alten Welt war, einen Dämpfer bekommen würde. Ich habe mich gründlich geirrt. Vom Frühstück anfangen bis zum Glase Bier, das auf Grund einer während des Krieges erlassenen Verordnung zu gewissen Tageszeiten zu trinken nicht erlaubt war, fanden sie alles in dieser Stadt, die mir in fast jeder ihrer Lebensäußerungen imponierte, gräßlich. Daß die Engländer, von denen sie gehörig hatten, daß sie sich nur im Smoking an die Tafel setzten, das auch im Sportanzug taten und sich sogar im Jägerhemd in die bequemen Sessel der Außenhalbräume der Hotels warfen, um zu lesen oder stundenlang zu plaudern, ohne dabei etwas zu trinken, nahm sie schon gleich gegen die Engländer ein, denn sie ärgerten sich, daß ihr Reizeleider ihnen den Smoking vorgeföhrien, ohne den es allem Anscheine nach auch gegangen wäre. Was ihnen aber gar nicht gefiel, war, daß die Kaufleute so früh schliefen. Und sie schimpften nach Strich und Faden über den hier so strikt eingehaltenen Achtstundentag und fanden den Engländer sehr wenig arbeitssam. Herrgott, lächelte einmal ein Fabrikbesitzer, der in Witten an der Ruhr eine kleine Drahtwalzerei hat, wenn wir doch diese verdammten Gewerkschaftssekretäre nicht hätten, wie ständen wir da. Wir könnten diese Foulenger doch in Grund und Boden konkurrieren. Ich mußte lächeln über diesen selbstamen Träger deutscher Wirtschaft. Dem anscheinend Wirtschaft ein Ding ist, den anderen zu Boden zu ringen, und nicht ein Ding, um die Bedürfnisse eines Volkes zu befriedigen.

Das war auf dem Wege ins Britische Museum, wo eben jeder, auch wenn er zu Hause nie den Fuß in ein Museum gesetzt hat, mal gewesen sein muß, wenn er nicht in Rom gewesen sein will, ohne den Papst zu sehen. Ich hatte eine spitzbüßische Freude; denn nun mußte diesen Unentwegten das Maul wohl gestopft werden, wenn sie schon nichts in diesem Lande anerkennt wollten, den hier zusammengetragenen Kulturwerten konnte sich keiner verschließen. Aber ich merkte gar bald, als wir so durch die Säle wanderten, in denen die Engländer die Wunder aller Welt und Zeiten mit großer Fleiß und noch größerem Gefühl für den inneren Wert der Dinge sammeltgetragen hatten, daß sie mehr den Mann, der ihnen zu jedem dieser ausgestellten Dinge etwas Kluges zu sagen wußte, als die Dinge, die sie sahen, anstammten. Ich spürte förmlich, wie hinter den Stienen der braven Landsleute der Gebante bohrte, wieviel Trinkgeld man diesem Mann, den sie sich irgendwie überlegen wußten, anbieten könne, ohne ihn durch ein zu geringes Trinkgeld zu verletzen. Es war eine schwere Frage. „Der Mann könnte ja 'n Professor sein“, hörte ich da neben mir einen Buchhalter, der die Reile in Vertretung seines Chefs mitmachte, sagen. „Sicher so'n verkommenes Schenie“, gab ein anderer ihm Antwort. Und schon begannen die Stienen sich zu glätten. Eine wichtige Frage war gelöst.

Um ein paar Worte der Anerkennung aus meinen Landsleuten herauszuliegen, sprach ich einen kleinen Dicken, der zu Hause eine Handtuchdruckerie betreiben läßt, an. „Na, ich denke, da sind wir doch noch zurück in Deutschland. Diesem Museum können wir doch noch nichts an die Seite stellen.“ Vorwurfslos sah mein Buntbruder mich von oben bis unten an und sagte: „Na, ich denke, unser Zeughaus in Berlin kann sich daneben wohl noch sehen lassen.“ Da hatte ich mein Fett. Einen Augenblick später hörte ich meinen kleinen Dicken zu einem anderen Teilnehmer der Besichtigung sagen: „Und übrigens, wissen Sie, wir tun den Engländern viel zu viel Ehre an, wenn wir uns dies alles angucken, was sie sich überall zusammengekauft haben.“

Dagegen ließ sich viel sagen, aber ich sparte meine Worte und sah mit Bangen dem nächsten Morgen entgegen, wo die Gesellschaft zum Buckingham-Palast geführt werden sollte, um dem Aufziehen der Wachtvorabde beizuwohnen. Ich dachte, wenn die, denen nichts imponieren konnte, nun auch noch die vielen Soldaten sehen, werden

sie wild und es gibt einen Zwischenfall. Aber ich konnte es mir doch nicht verkneifen, dabei zu sein. So tratete ich denn am anderen Morgen zur festgesetzten Zeit ebenfalls zum Hyde Park, wo ich meine sieben Landsleute schon vollständig versammelt fand. Aber wie erstaunt war ich, als ich ihre Gesichter sah. „Kinder, da sieht man doch noch, daß die Leute hier Nationalgefühl haben“, sagte der dicke Buntbruder und war ganz aus dem Häuschen. Als die englische Fahne vorbeigezogen wurde, nahm er den Hut ab. Begeistert hörte er, wie die anderen, auf die Klänge der Militärmusik und wartete geduldig auf die Vergatterung der mit halbmeterhohen Bärenmäulen bedeckten Gardisten. Ja, das war das Richtige. So was fehlt uns in Deutschland. Da sieht man doch noch Jucht, ereiferten sich meine braven Landsleute. Da soll-mat einer ein Wort gegen den König sagen. Na, wie's dem geht, das müßt ich erleben.

„Oh“, sagte ich, „wenn Sie sich ein paar Schritte weiter bemühen, am Hyde Park Corner sind gerade jetzt die Versammlungen der politischen Parteien, und da können sie viele Worte gegen den König hören und wenn sie Lust haben, dürfen sie sogar selbst eine Lippe riskieren. Es hat niemand was dagegen.“ Mein Buntbruder rief die Augen auf und bekam den Mund nicht zu, als sich ein anderer Teilnehmer der Gesellschaft zum Wort meldete und meinte: „Ja, das habe ich auch festgestellt; die Leute führen hier Reden, die sind nicht schön. Auch am Trafalgar Square darf hier jeder sagen, was er will.“ Das war zu viel. Und während die Soldaten unter den Klängen der Musik abmarschierten, verlor mein dicker Buntbruder das bisherige Hoffnungs, das er im Angesicht der Parade auf England gesetzt hatte. Ich spürte, wie er sich mühte, seine Meinung zu revidieren. „Deutschland ist doch in der Welt voran“, sagte er dann langsam, „denn das ist bei uns nun doch nicht möglich.“

So schwankten meine lieben Landsleute zwischen Anerkennung und Ablehnung hin und her. Immer dann, wenn ihnen etwas gefiel, wofür sie sich ehrlich begeisterten, dann mühten sie wieder etwas leben oder hören, das ihnen durchaus nicht gefallen konnte, und das sie in ihrer Meinung, die schon begann, eine gute zu werden, wieder irre machte.

Und doch hat London auch diese Menschen mit einer guten Meinung von der Stadt und ihren Reuten entlassen. Als ich am nächsten Tage nochmal durch das Britische Museum ging, um mir einige Dinge genauer anzusehen und mir in der Bibliothek die herrlichen Buchkunstwerke der Araber und Chinesen, die prachtvollen Bibeln und Liebesbücher, die großen und kleinen Meisterwerke der Buchbinderkunst anzusehen, traf ich meinen Buntbruder wieder. Naun, denke ich, was will denn der hier noch. Heute gehört doch Museumsbesichtigung gar nicht zum Dienst, und sage Guten Tag. „Na, Landsmann, sind Sie auch noch mal hergekommen?“

„Ja, denken Sie, gestern war die Führung ja so miserabel, daß man nichts gesehen hat. Und abends bei Tisch muß ich denn hören, daß hier die blaue Mauritius zu sehen ist. Wissen Sie, ich habe früher mal Marken gesammelt, und immer Sehnsucht gehabt, diese Wundermarke mal zu sehen. Früher hätte ich sie ja nie kaufen können, denn selbst wenn man Geld genug hätte, steckte man's doch besser ins Geschäft, aber man hält doch seine Ideale hoch. Na, und leben Sie, wie ich denn gestern abend höre, daß hier auch die blaue Mauritius zu sehen ist, da wußte ich gleich, daß ich nochmal hierher mußte. Denn unter uns gesagt, wir Deutschen unterlassen die Engländer gern. Aber sie sind trotzdem ein tüchtiges Volk. Denn wissen Sie, die blaue Mauritius gibts in der ganzen Welt nur zweimal. Und ein Exemplar, das ist hier, wollen Sie mit? Ich zeige sie Ihnen.“

„Danke für den Hinweis“, sagte ich. „Ich sehe sie mir später an. Auf Wiedersehen.“

„Auf Wiedersehen“, sagte auch er, und verzückten Ganges enteilte er zum Briefmarkenlokal und ließ sich die blaue Mauritius zeigen.

Lierstudien und Eisenbahnfahrt. Die Züge der Mastseisenbahn werden, wenn sie die Berggegend von Renana Canyon durchfahren, immer angehalten, sobald der Lokomotivführer sieht, daß sich Herden von Gebirgschafen, Stiegen, Rentieren oder Gientieren in der Nähe der Bahnstrecke aufhalten. Dadurch soll den Reisenden Gelegenheit gegeben werden, die Tiere zu fotografieren und sie zu beobachten, solange sie sich in Freiheit und in der Wildnis bewegen. An manchen Tagen halten diese Züge vier- bis sechsmal, während sie sich auf der Fahrt zwischen den Stationen Mc Aulden (Nationalpark) und Healy befinden.

Arbeiterausagen vor der Enquete

Verdienst und Aufwand. — Die Geißel der Arbeitslosigkeit.

Der IV. Unterausschuß der Wirtschaftsenquete hat kürzlich einen neuen Bericht über „Arbeitszeit, Arbeitslohn und Arbeitsleistung im Hochofenbetrieb“ veröffentlicht. Die Ergebnisse dieser Arbeitsleistung-Untersuchungen ähneln den Ergebnissen der früher veröffentlichten Untersuchungen aus dem Steinkohlen- und Braunkohlenbergbau.

Die wesentlichste Feststellung ist,

daß in den Untersuchungsperioden von 1924 bis 1927 andere Faktoren auf die Bestaltung der Produktion und auf die Arbeitsleistung viel stärker eingewirkt haben, als die in dieser Zeit vorgenommenen Veränderungen der Arbeitszeit. „Produktion und Arbeitsleistung im Hochofenbetrieb“ sind, so heißt es im Bericht, „in ihren Bewegungen entscheidend abhängig von den Dispositionen der Betriebsleitung und von den technischen Einrichtungen des Betriebes. Ob die auf Grund der Dispositionen der Betriebsleitung und der technischen Voraussetzungen mögliche und erstrebte Arbeitsleistung und Produktionshöhe jeweils erreicht wird, ist auch abhängig von der Fähigkeit und von der Bereitwilligkeit der Arbeiter, den Ansprüchen, die an ihre Arbeitsleistung gestellt werden, zu entsprechen.“ In bezug auf die Einwirkung der Löhne auf die Arbeitsleistung wird auf Grund von Vernehmungen von Arbeitern und Betriebsbeamten festgestellt, daß die im Lohnsystem gegebenen Möglichkeiten zum Mehrverdienst bei höherer Produktion auf den Leistungswillen der Arbeiter günstig einwirken, und daß die Aussicht auf Mehrverdienst im Rahmen der gegebenen technischen und betrieblichen Möglichkeiten unter Umständen auch auf eine Steigerung der Arbeitsleistung neben anderen Faktoren wesentlich einwirkt.

Diese Ergebnisse sind gemiß nicht sehr überraschend und erschlüssend, aber das Wesentliche ist, daß sie auch auf diesem Produktionsgebiet wieder zeigen, daß in der modernen Industriewirtschaft rationelle Technik und Organisation für den Wirkungsgrad der Arbeit so wichtig sind, daß sie die Einwirkungen von Arbeitszeitveränderungen sehr oft überdecken. Vor allem erscheint uns an dem unterbreiteten Material interessant, daß über die Gründe für die Mehrleistung eine Reihe von Arbeiterausagen im Wortlaut veröffentlicht werden. Diese Arbeiterausagen sind über den Einzelfall des Hochofenbetriebes hinaus interessant für einige der wichtigsten Erscheinungen des Arbeiterlebens.

Bei der Frage, inwieweit sich der Mehrverdienst (die Vernehmungen fanden zur Zeit bester Konjunktur im Jahre 1927 statt) auswirkt und einen Anreiz zur Leistungssteigerung bedeutet, kommt immer wieder zur Geltung, daß die Arbeiter zwar selbstverständlich froh sind, wenn sie mehr verdienen können, daß sie aber stark betonen, daß die Mehrverdienste für sie real nicht die Bedeutung haben, die auf Grund der Lohnzahlen angenommen werden müßte. Immer wieder heißt es,

Der Mehrverdienst ist verbunden mit stärkerer Verausgabung von Arbeitskraft

und erfordert deshalb einen stärkeren Aufwand vor allen Dingen an Lebensmitteln. „Man muß mehr zusehen“ heißt es immer wieder, und man wird diese Tatsache des erhöhten Aufwandes bei beschleunigtem Arbeitstempo bei der Würdigung realer Lohnbewegungen stets beachten müssen. Wir geben ein paar Beispiele aus den veröffentlichten Arbeiterausagen:

Mehr Fleisch — mehr Kleider.

Vorsitzender (Wiened): Welche Gründe haben Sie dazu (zur Mehrleistung) veranlaßt? Sie können uns ganz frei und offen den Grund sagen. Ich will Ihnen gleich einmal einen nennen. War es vielleicht die Möglichkeit, mehr zu verdienen?

Arbeiter A.: Wir konnten mehr verdienen, denn wir bekommen die Lohngeldzahl an Eisen, die wir machen, bezahlt.

Vorsitzender: Haben Sie sich ein Bild darüber gemacht, wie alles im Haushalt teurer geworden ist?

Arbeiter A.: Ich habe im vorigen Jahr weniger verdient und bin genau so weit gekommen wie heute, wo ich mehr verdiene. Vorsitzender: Nach unseren Feststellungen ist der Lebenshaltungsindeks ein bißchen gestiegen, aber der Verdienst durch die Mehrleistung ist darüber hinaus gestiegen.

Arbeiter A.: Ich muß aber mehr zusehen, damit ich die Arbeit leisten kann. Das macht sich geltend.

Vorsitzender: Was legen Sie mehr zu?

Arbeiter A.: Ich muß mehr essen, mehr Fleisch essen. Unbelegtes Brot kann ich überhaupt nicht essen, weil ich sonst die Arbeit nicht leisten kann. Ich verleiße außerdem mehr Kleider.

„Sparen geht nicht.“

Vorsitzender: Als Sie mehr schaffen mußten, haben Sie sich wohl gesagt: wir können mehr verdienen.

Arbeiter B.: Wir müssen dafür aber auch ganz anders arbeiten. Die Mehrleistung ist größer als der Verdienst ausmacht.

Vorsitzender: Wie kommen Sie heute aus gegenüber der Zeit vor sechs Monaten? Jetzt hat sich Ihr Einkommen doch gesteigert. Es ist freilich etwas teurer geworden. Kommen Sie jetzt etwas besser aus als vorher?

Arbeiter B.: Übrig bleibt noch viel weniger. Ich muß dafür auch viel mehr arbeiten und essen. Ich habe nichts gespart und kann nichts sparen.

Vorsitzender: Haben Sie früher gespart?

Arbeiter B.: Früher habe ich etwas übrig gehabt; sparen geht nicht. Heute reiche ich mit meinem Verdienst gerade aus.

„... beim nächsten Schub draußen!“

Vorsitzender: Der Verdienst ist auch gestiegen.

Arbeiter H.: Sicher.

Roenen: Haben Sie sich mit dem höheren Lohn besser gefunden?

Arbeiter H.: Das kann ich nicht sagen. Ich muß heute viel mehr zusehen.

Roenen: Wie zeigt sich das?

Arbeiter H.: In der ganzen Lebenshaltung. Früher hatten wir 10 000 Tonnen, jetzt haben wir aber 17 000 bis 18 000 Tonnen. Da muß ich an Lebensmitteln bedrückend mehr zusehen. Die Kräfte müssen doch da sein. Kann ich die Arbeit nicht leisten, dann lege ich beim nächsten Schub draußen.

Die Angst vor der Arbeitslosigkeit.

Die zweite Frage, die in den Arbeiterausagen sehr klar zum Ausdruck kommt, ist der Druck, der auf die Arbeiterschaft zur Erfüllung auch der höchsten Betriebsansprüche ausgeht, durch die Furcht vor der Arbeitslosigkeit. Wenn man die gegenwärtigen Debatten über die angebliche Ueberspannung der Arbeitslosenversicherung verfolgt, so gewinnt es in manchen Un-

nehmerräuerungen den Anschein, als ob der Arbeiter heute die Arbeitslosigkeit überhaupt nicht mehr zu fürchten brauchte. Demgegenüber geben diese Arbeiterausagen ein lebendiges Bild von der Geißel, unter der die Arbeiter durch die Furcht vor der Arbeitslosigkeit in Wirklichkeit gehalten werden. Es ist auch interessant, gerade diese Äußerungen aus der Schwereisenindustrie einer Aussage gegenüberzustellen, die der Generaldirektor der Vereinigten Stahlwerke Herr Dr. Bögl bei einer Vernehmung der Wirtschaftsenquete über die „Wandlungen in den wirtschaftlichen Organisationsformen“ gemacht hat und die den folgenden klassischen Wortlaut hatte:

„Kennen Sie Arbeiter, die unter normalen Verhältnissen entlassen werden, wenn sie ihre Pflicht erfüllen? Ich kenne keine.“

Mit dieser fiktiven Vorstellung von der gleichen lebenslänglichen Anstellung der Arbeiter vergleiche man die folgenden Ausagen.

Nur wer die Arbeit leistet.

Vorsitzender: Wenn den Leuten die Arbeit nicht paßt, kommen sie dann nicht auf den Gedanken wegzugehen, sich anderswo Arbeit zu suchen?

Arbeiter A.: Die Arbeitslosigkeit ist zu groß.

Vorsitzender: Das wirkt natürlich mit. Die Leute wollen nicht ohne Arbeit sein, und es ist jetzt schwer, Arbeit zu finden, wenn jetzt jemand die Arbeit aufgibt.

Arbeiter A.: Jawohl.

Vorsitzender: Wenn die Leute entlassen werden, sind es meist jüngere Leute oder meist ältere?

Arbeiter A.: Das ist verschieden. Ältere Leute werden anderen Betrieben überwiesen. Vor drei bis vier Wochen sind zwei Mann entlassen worden, das waren jüngere.

Ins Unternehmer-Stammbuch.

Von besseren Löhnen und vom Sparen.

Der amerikanische Wirtschaftler E. A. Filene, anlässlich des Welt-Wirtschaftskongresses in Berlin, wurde über Deutschlands wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten befragt. Auf den Einwand, daß eine Annäherung der amerikanischen Massenmethoden für Deutschland schon deswegen nicht möglich sei, weil dazu ein Plus von Betriebskapital erforderlich sei, das Deutschland wegen seiner Kapitalarmut nicht aufwenden könne, hat Herr Filene Antwort gegeben, die den deutschen Unternehmern ins Stammbuch gehört.

Herr Filene sagte: „Oh, es gibt genug Geld in der Welt für Deutschland, wenn man nur damit beginnen würde, seinen Inlandsmarkt zu verbessern. Deutschland ist der zweitgrößte Markt neben Amerika. Mit seiner kulturell so hochstehenden 65-Millionen-Bevölkerung ist Deutschland als Absatzgebiet für Amerika viel mehr wert als zum Beispiel China mit seinen 400 Millionen Menschen. Durch Lohndruck und hohe Preise wird Deutschland seine Lage natürlich nicht verbessern können. ... Wir können es nicht verstehen, weshalb Deutschland so an der längst überlebten Wirtschaftstradition festhält, daß die Bevölkerung eines Landes sparen müsse, um reicher zu werden. Bahnempfänger sollen so bezahlt werden, daß ihnen ein Ueberfluß bleibt über ihre Selbstkosten für elementaren Lebensbedarf. Was sie sich dafür kaufen, ist gleichgültig, entscheidend ist, daß sie das Geld ausgeben. Wenn ein Arbeiter oder ein Angestellter 10 Mark ausgibt, sagen wir z. B. für einen Radio-Kopfhörer, dann wird damit dem Arbeiter, der diesen Kopfhörer montiert hat, mehr Beschäftigung geboten. Verdient dieser Angestellte mehr, dann wird auch er sich etwas leisten, was er sich sonst nicht hätte leisten können, und was er dafür ausgibt, bietet wieder anderen Arbeitern ein Plus an Beschäftigung, usw. usw. Denkt man sich das multipliziert innerhalb eines 65-Millionen-Volkes, dann ergibt sich hieraus eine Umsatzerhöhung, die so groß ist, ... daß sie für die Gesamtwirtschaft des Landes wichtiger erscheint als Spareinlagen der kleinen Leute, von denen man nicht weiß, ob sie nur der Schaffung von Mehrarbeit im eigenen Lande dienen. Wenn der reiche Mann spart, bedeutet das meist keine Verbrauchsbeschränkung seiner Familie, beim Sparen des kleinen Mannes ist dies jedoch stets der Fall.“

Wer in Amerika wissen, welches Kapital Deutschland in seiner Wissenschaft, in seiner Technik, im Vorhandensein seiner 65-Millionen-Bevölkerung mit bester Schulbildung hat. Wir wissen, was Deutschland daraus machen könnte, für sich, für die Welt. In zehn Jahren wäre Deutschland wieder auf der Höhe, wenn es mit der überlebten Wirtschaftstradition von Lohndruck und hohen Preisen bräche und sich die moderne Wirtschaftspraxis aneignen würde, nach der nicht das Produkt, sondern sein Umsatz das werteschaffende Element des Wirtschaftslebens ist, weshalb jede Wirtschaftsregelung auf mögliche Erleichterung und Beschleunigung des Umsatzes eingestellt werden muß.

Amerika hat mehr Rohstoffe als Deutschland? Aber ich bitte, Deutschland bezahlt für diese Rohstoffe dieselben Preise, die unsere amerikanischen Produzenten dafür bezahlen müssen. Daran liegt es nicht. Deutschland hat eine intelligente und fleißige Arbeiterschaft, Deutschland hat erfindungsgereiche Techniker, Deutschland hat eine hochstehende Wissenschaft und Deutschland hat vor allem das Vertrauen der Welt. Deshalb kann Deutschland Kredit bekommen, soweit es braucht, wenn es versteht, seinen Markt aufnahmefähiger zu gestalten.“

Tarifierhöhung nicht zu rechtfertigen.

Weiter steigende Reichsbahneinnahmen.

Im Monat Juli hat sich der Güter- und Personenverkehr der Reichsbahn weiter günstig entwickelt. Der Güterverkehr überstieg nach den Ziffern der Wogenstellung den des Juni um 7,3 Proz. Gegenüber dem Juli vorigen Jahres zeigt sich pro Arbeitstag noch eine Zunahme von 3,8 Proz. Durch die Schulfertien und das gute Wetter war der Personenverkehr im Juli besonders stark. 9227 überplanmäßige Züge (Juli 1928 9640) wurden gefahren.

Die Einnahmen der Reichsbahn haben sich im Monat Juni weiter um 13 auf 464,1 Millionen erhöht, nachdem schon der Mai eine Erhöhung um rund 21 auf 451,5 Millionen gebracht hat. Die finanzielle Entwicklung der Reichsbahn ist also durchaus günstig und rechtfertigt in keiner Hinsicht die von der Reichsbahngesellschaft geforderte Tarifierhöhung, so daß die Reichsregierung mit der

Vorsitzender: Hat es sich herausgebildet, daß in erster Linie ein Stamm älterer Arbeiter festgehalten wird, und daß die neu dazukommenden entlassen werden?

Arbeiter: A.: Nein. Wer die Arbeit leistet, der bleibt da.

„Draußen stehen Tausende ...“

Vorsitzender: Habt Ihr nicht gesagt, das müßte anders werden?

Arbeiter H.: Wir haben das dem Meister ein paarmal gesagt. Er hat uns geantwortet: Ich kann das nicht ändern, es muß gemacht werden, die Wagen müssen ledig werden. Wenn es euch nicht paßt, da ist das Tor, draußen stehen Tausende von Arbeitern. Willst du nicht, dann Schluß!

„Leisten, was sie eben leisten können.“

Vorsitzender: Ist in der Arbeiterschaft darüber gesprochen worden, daß mehr geleistet werden muß, daß aber auch mehr verdient wird?

Arbeiter C.: Wenn ich weiß, daß ich etwas verdienen kann, dann halte ich mich selbstverständlich auch mehr dran. Aber gegenüber dem Verdienst ist die Arbeit dreimal so viel gestiegen. Durch die große Arbeitslosigkeit sind die Leute gezwungen, ihre Stellung zu behalten. Die Angst vor der Entlassung treibt die Leute zu leisten, was sie eben leisten können. Das ist der Hauptgrund.

Vorsitzender: Arbeitet man schließlich nicht auch gern mehr, wenn man mehr verdient? Wird das nicht empfunden?

Arbeiter C.: Wenn man früher nicht soviel verdient hat, nicht soviel zu arbeiten brauchte, waren schließlich die Ausgaben für Lebensmittel auch nicht so groß wie heute. Sie sind auch gestiegen. Wenn ich mehr arbeite, muß ich auch mehr zusehen; sonst halte ich die Arbeit nicht aus.

Der Arbeiter kennt das Bild, das in diesen Ausagen entrollt wird, zur Genüge, aber es ist sicherlich von Nutzen, wenn durch diese Enquete-Beröffentlichungen auch einmal die weiten Kreise, die Arbeiterleben ahnungslos gegenübersehen, in dieser anschaulichen Weise hören, wie es denn eigentlich um den glänzenden Schutz vor der Arbeitslosigkeit, den man glaubt abbauen zu müssen, in seiner praktischen Auswirkung auf den Arbeiter steht.

von ihr vorläufig ausgesprochenen Ablehnung im Recht ist. Die Ausgabenentwicklung zeigt deutlich, daß die Reichsbahn die günstige Einnahmentwicklung zu reaktivieren bemüht ist. Schon im Mai wurden für 17 Millionen Mark mehr Erneuerungen durchgeführt als im Monat April, und im Juni wurden die Gesamtausgaben noch von 446,8 auf 461,9 Millionen Mark gesteigert. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß die von der Reichsbahn für die Ausgabensteigerung gegebene Begründung, daß dringende Erneuerungen nachgeholt werden müssen, nur der Verschleierung der günstigen Einnahmentwicklung diene.

Der Personalbestand hat sich im Juni auf 741 734 Mann gegenüber 728 494 im Mai erhöht.

Maschinenindustrie auch im Juli günstig.

Nach dem Bericht des Vereins Deutscher Maschinenbauanstalten für den Monat Juli ist die Lage der Maschinenindustrie, die sich seit Januar ununterbrochen verbessert hat, weiter im ganzen günstig. Der Auftragsbestand aus dem Ausland hat sich leicht gebessert, nur im Inlandgeschäft trat nach dem Bericht eine leichte Verschlechterung ein, die aber vorübergehend sein dürfte, da die Anfragen aus dem Inland gegenüber Juni noch reger geworden sind. Der Beschäftigungsgrad blieb gegen Juni unverändert, ebenso die durchschnittliche Wochenarbeitszeit. Besserungen zeigen die Produktion von Werkzeugmaschinen, Landmaschinen, Pumpen und Kompressoren, Hütten-, Stahl- und Walzwerkanlagen und mechanischen Fördermitteln, allerdings in der Hauptsache für Bestellungen aus dem Ausland. Ungünstig wird die Lage der Landmaschinenindustrie und des Apparatebaus genannt, während beim Bau von Kraftmaschinen noch eine leichte Besserung zu verzeichnen zu sein scheint.

Millionenerlust bei der Nitratfabrik-Röpenitz. Wie unzulänglich die Sanierung bei der Nitratfabrik A.-G. in Röpenitz im Jahre 1926 war, wird aus der Entwicklung der drei letzten Jahre ersichtlich. Von Jahr zu Jahr haben sich die Verluste bei diesen Unternehmen gehäuft und erreichen mit rund einer Million beim Abschluß für 1928 fast die Hälfte des Aktienkapitals. Die Gesellschaft, die in den beiden Vorjahren überhaupt keinen Betriebsüberschuß ausgewiesen hat, erzielte 1928 einen Ueberfluß von rund 260 000 M., der aber allein von den Zinslosen der hohen Bankschulden nahezu vollständig aufgeszehrt wird. Um einen noch größeren Verlustausweis zu vermeiden, hat die Gesellschaft sich bei einem Anlagewert von 3 Millionen mit Abschreibungen von nur 16 000 M. begnügt, nachdem schon im Vorjahr überhaupt keine Abschreibungen vorgenommen wurden. Hierdurch verschlechtert sich das Bilanzbild noch erheblich. Die Bankschulden sind weiter auf rund 1,8 Millionen Mark angewachsen — bei 20 Millionen Aktienkapital —, zu denen noch über 400 000 M. Betriebsschulden hinzukommen. Die sehr schwierige Lage dieses Unternehmens kann kaum anders als durch Wihariffe der Verwaltung erklärt werden. Nach ihrer Meinung ist zwar das schlechte Ergebnis durch dauerndes Steigen von Löhnen und Gehältern“ beeinflusst, doch wird sie diese Behauptung selbst nicht ernst nehmen wollen.

Der neue amerikanische Zolltarif, der die Proteste von 38 europäischen Staaten zur Folge hatte und auch bei den amerikanischen Konsumenten starken Widerspruch fand, soll nach unten revidiert werden. Der Tarifausschuß des amerikanischen Senats hat bei der Ueberprüfung des größten Teils der Zollgruppen und der von Zöllen freigelassenen Waren Abstriche von Industriezweigen gemacht, deren Umfang und Höhe aber erst nach dem Zusammentritt des Senats der Öffentlichkeit bekanntgegeben werden. Die Initiative des amerikanischen Präsidenten Hoover, der schon immer für eine Förderung der amerikanischen Ausfuhr war, hat dabei eine große Rolle gespielt, er hat dem Vorsitzenden des Tarifausschusses im Senat persönlich die Gefahren einer durch die Zolltarifierhöhung unvermeidlich werdenden Einfuhrdrohung vorgetragen. Bei den landwirtschaftlichen Erzeugnissen sollen freilich eher Erhöhungen als Ermäßigungen zu erwarten sein und auch bei Häuten, Leder und Schuhen soll die bisherige Zollfreiheit, ohne daß über die Zollhöhe etwas bekannt ist, befestigt werden.

Einen Wolkenträger von 65 Stodwerten wird die französische Regierung in New York errichten — „Palais de France“ —, der das Hauptquartier für die Vertretungen der politischen, wirtschaftlichen und sonstigen Interessen Frankreichs sein wird.

Neue Konkurrenz für Chilekapfer? Nach einem Bericht von Prof. Thomas der Kapstädter Universität sind in der ehemaligen deutschen Kolonie Südwestafrika große Salspeterlager entdeckt worden, die denen Chiles nicht nachstehen sollen. Wissenschaftlich festgestellt ist bereits das Vorhandensein von 10 000 Quadratkilometern salpeterminhaltigen Gebieten, doch schätzt die südafrikanische Regierung das gesamte Salspetergebiet auf mindestens 32 000 Quadratkilometern.

